

JOURNAL

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

FRANZ WEBER

Juli | August | September 2014 | Nr 109 | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1



Die Elefanten von Fazao 22

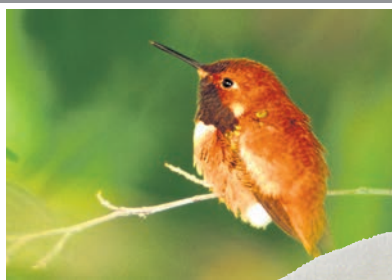
Zoo und Aquarien

Die Ansicht des Schweizer
Philosophen Markus Wild

11

Erfolg für die Robben 21

www.ffw.ch



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto SCHWEIZ: Landolt & Cie., Banquiers, Chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne, PC 10-1260-7

Konto Fondation Franz Weber IBAN CH76 0876 8002 3045 0000 3 oder

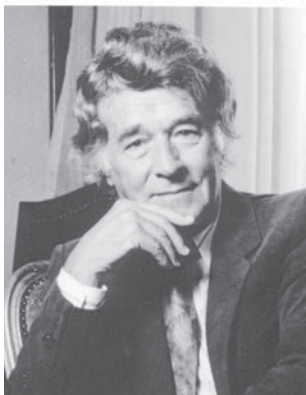
Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

DEUTSCHLAND: Raiffeisenbank Kaisersesch, Postfach, D-56759 Kaisersesch, Konto FFW Nr. 163467, BLZ 570 691 44, BIC GENODED1KAI, IBAN DE41 5706 9144 0000 1634 67

Bitte bevorzugen Sie das E-Banking www.ffw.ch

Auskunft FONDATION FRANZ WEBER

Case postale, CH-1820 Montreux, Tel. 021 964 37 37 oder 021 964 24 24, Fax 021 964 57 36, E-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch



Editorial

Franz Weber

Liebe Leserinnen und liebe Leser

Ich bin diesen Sommer 87 geworden. Meine Jahre auf Erden neigen sich dem Ende zu. Es ist daher an der Zeit, offiziell zu machen, was sich über mehrere Jahre hin bereits Schritt für Schritt vollzogen hat: so lenkt und leitet meine Tochter Vera nun schon seit geraumer Zeit de facto die Aktivitäten der Fondation Franz Weber.

Es ist mir heute ein tiefes Bedürfnis, allen Freunden und Gönnern, Verbündeten und Mitstreitern, allen Helfern und Weggefährten zu danken. Für ihren nie erlahmenden, beflügelnden Beistand, ihre Liebe zur Schöpfung, ihren beharrlichen Glauben an unsere Sache, ihre unverbrüchliche Treue. Für die Kraft und die Hoffnung, die sie mir mit ihren guten Gedanken jederzeit zuströmen liessen.

Und aus tiefstem Herzen danke ich meiner Tochter Vera, die seit fünfzehn Jahren weit über einem Vollpensum in der Fondation Franz Weber arbeitet und seit sieben Jahren deren Kampagnen leitet. Der Kampf zur Abschaffung der Stierkämpfe, der unter ihrer Führung ganz neue Dimensionen gewonnen hat, die Kampagne zur Befreiung der geschundenen Müllpferde in Lateinamerika, die zweite (und vermutlich letzte) Phase im Kampf gegen den Robbenmord sind nur drei von ihr und ihrem schlagkräftigen Team mit bedeutendem Erfolg geführte Kampagnen. Gleichzeitig vertritt Vera die Interessen der Fondation Franz Weber vor internationalen Instanzen wie UNO, UNESCO und CITES zugunsten der Tierwelt und schafft dadurch wertvolle und wachsende Synergien.

Nicht jedem Unternehmer ist es vergönnt, in der eigenen Familie eine ideale Nachfolge zu finden. Dass das Werk, welches mir vor bald 50 Jahren übertragen wurde, in ihre jungen, fähigen Hände übergeht, erfüllt mich mit Zuversicht. Wie fähig sie ist, hat sich im Abstimmungskampf und Sieg für die Zweitwohnungsinitiative mit aller Deutlichkeit gezeigt. Das Wissen, dass sie unsere Aufgaben zeitgemäss im Sinne des aktiven Tier- und Naturschutzes führt, dass die Flamme in ihr brennt und weit voraus leuchtet, ist mir ein Geschenk des Himmels.

Bedrückend vieles bleibt noch zu tun. Aber Vera hat meinen Mut geerbt und fürchtet nichts. Und meine Unterstützung und mein Rat sind ihr sicher, solange ich lebe und darüber hinaus.

So ist es am Ende meines Lebens meine grosse Hoffnung und meine inständige Bitte, dass auch Sie meiner Tochter, der vom Stiftungsrat gewählten neuen Präsidentin der Fondation Franz Weber, und dem gesamten Team weiterhin Ihr Vertrauen und Ihre so unschätzbare Hilfe schenken.



In Dankbarkeit
Ihr Franz Weber

Natur

- Wenn das Gras uns hört und der Baum uns sieht** >>4-7
Baum in Gefahr Wie kann ich mich wirksam für Bäume wehren? >>8-9
Stadt Bern 250 Alleebäume fallen für eine Tramlinie? >>10

Tiere

- Zoo, Natur und Geschichte** Zoos und Aquarien sind Auslaufmodelle >>11-14
Kleiner Krake hinter Glas Ein stummer Hilferuf >>15
Bonrook Wo die alten Riesen herkommen >>16-17
Müllpferde Gnadenhof Equidad >>18-19
Robben Endlich, nach langem Ringen >>21
Togo Die Elefanten von Fazao >>22
Corrida Stierkampfnation Frankreich in der Pflicht >>23-24

Heimat

- Giessbach** Goldene Tage 31

Leserbriefe

- Leserbriefe** >>27

Gesellschaft

- Wachstumswahn** >>25-26
Vor 50 Jahren in Paris Soeur Sourire >> 28-30



Giessbach
 Goldene Tage –
 unsere
Leseraktion
 Seite 31

Spendenkonto:

Banque Landolt & Cie, chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne
 oder
 Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux
 IBAN CH31 0900 0000 1800 6117 3

Impressum

Herausgeberin: Fondation Franz Weber
Chefredaktion: Judith Weber
Redaktion: Judith Weber, Vera Weber, Alika Lindbergh, Hanspeter Roth, Silvio Baumgartner
Druck: Ringier Print Adligenswil AG
Layout: Claudia Trinkler, Ringier Print Adligenswil AG
Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, case postale, CH-1820 Montreux (Schweiz), e-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37. Fax: 021 964 57 36.
Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements, case postale, 1820 Montreux. Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37
 Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Wenn das Gras uns hört und der Baum uns sieht

■ Alike Lindbergh

*„Lüster der Schwärze
Hochkommissare der Finsternis
Trotz Eurer todesdunklen Größe,
Bäume, meine Brüder, meine Schwestern,
Gehören wir derselben Familie an...“*

Diese Verse von Jules Supervielle trage ich seit meiner Jugend im Gedächtnis, seit ich sie meinen Vater zum ersten Mal lesen hörte und sie in mir eine Saite zum Klingen brachten. Schon damals waren die Bäume meine Brüder.

Dieses wundervolle, den Bäumen gewidmete Gedicht voller Wahrheiten, die zum Zeitpunkt seiner Niederschrift noch geleugnet wurden, beweist, sofern dies überhaupt nötig war, dass die visionäre Sensibilität bestimmter Künstler um ein Vielfaches „intelligenter“ ist als das Produkt des cartesianischen Intellekts, dem indes die akademische Wissenschaft – leider – einzig und allein Glauben schenkt.

In den Wissenschaften gibt es noch viel zu entdecken

Gleichwohl müssen wir uns vor der wahren Wissenschaft verneigen, die für alle Überraschungen offen ist, die Gelehrte und Dichter versöhnt, die sich bewusst ist, dass es in den Wissenschaften noch viel zu entdecken gibt, dass nichts jemals sicher erwiesen ist, und dass genau darin der Fortschritt besteht. So müssen wir heute zugeben, dass jedes Tier vernunftbegabt ist... und dass Pflanzen, vom Grashalm bis zum riesigen Mammutbaum, fühlende Wesen sind.

Ich gehöre zu denjenigen, die nicht zusehen können, wie ein Baum unter der Säge oder den Axthieben der Menschen fällt, ohne dies als Totschlag zu empfinden – für mich ebenso hart und unerträglich, wie dem Mord an einem Elefanten zuzusehen: Es ist mein Bruder, der da umgebracht wird.

Vielleicht liegt es daran, dass ich in einem Land der Wälder geboren bin, in den belgischen Ardennen, in der Gegend des Naturschutzgebiets Hohes Venn in der Wallonie, wo infolge von Regen, Dunst und Raureif nebelumwallte Bäume wie gespenstische Schatten emporragen, und wo im Sommer über die im Halbdunkel liegenden Wege, die kreuz und quer durch die Fichtenwälder führen, manchmal Trauermäntel schweben, jene geheimnisvollen Schmetterlinge in ihren Trauergewändern aus schwarzbraunem Samt.

Verständigung ohne Sprache

Beseelt von der unerhörten Romantik dieser Szenerie entflohen als Kind der Welt der Menschen, deren Ungereimtheiten und Hässlichkeiten ich (schon damals!) wahrnahm, und flüchtete mich unter die mächtigen Tannen wie zu gütigen Grosseltern – wobei ich eine Vorliebe für die Fichten



Eingeweihte kamen der Wahrheit nahe. Oft waren es Künstler, wie der englische Maler Arthur Rackham (1867-1939)

hegte, die sich zu dämmrigen Hainen zusammengefunden hatten und sich mit ihren tief hängenden, den Boden streichelnden Ästen über mir schlossen, als wollten sie mich beschützen.

Unter den Bäumen fand ich vollkommenen Frieden – einen wahrhaft paradiesischen Frieden. Mit der Einfachheit, die Tieren und Kindern zu eigen ist, die noch frei von überkommenen Vorstellungen sind, war ich vollkommen offen für die aufmerksame Empathie meiner edlen Nadelbaumfamilie, auf eine gewisse Weise sprachen die Bäume mit mir, und in meinem Innersten „hörte“ ich sie. Dies schien mir so natürlich, dass ich nie daran zweifelte.

Jedenfalls erschloss sich mir so, empirisch, die offenkundige Existenz einer Verständigung ohne Sprache, die allen Lebewesen gemeinsam ist (auch wenn der Mensch ihren Gebrauch ganz offensichtlich verlernt hat): indem ich ganz selbstverständlich einen subtilen Informationsaustausch pflegte, der auf Empfindungen und dem Lesen von Gedanken beruht – kurz einen Dialog von Herz zu Herz.

Auf diesem natürlichen Weg gelang es mir, wie so vielen Primitiven, andere Lebensformen, ihre Denkweise und ihre Gefühle besser zu verstehen, obgleich sie diese unseren überkommenen Vorstellungen zufolge gerade nicht besitzen!

Freundschaft

Dies gestattete mir unter anderem, Freundschaft mit einer ehrwürdigen Eiche zu schliessen, die ich in den 70er Jahren auf einem Spaziergang durch den Wald entdeckte, der mein Haus in der Dordogne umgab.

Als ich sie zum ersten Mal sah, waren ihre Blätter extrem ausgedünnt, als besässe

sie nicht mehr die Kraft, Blätter in großer Zahl hervorzu- bringen und zu ernähren, und ihre von Moos und Flechten überwucherten Äste ähnelten den abgezehrten Armen und knotigen Händen eines sehr alten Menschen am Ende seiner Kräfte. Etwas in ihr, vielleicht eine Art unsäglicher Verzagtheit, trieb mir die Tränen in die Augen.

Ich schmiegte mich, Haut gegen Rinde, an den mächtigen, schuppigen Stamm dieses Baumes und umarmte ihn – halb, da sein Umfang gewaltig war. Ich schloss die Augen und versuchte, ihm mit der ganzen Kraft meiner Gedanken durch die Berührung mitzuteilen, was ich wollte: dass er aus mir alle Energie schöpfe, die ich zu geben imstande war, während ein grosses Wohlbefinden mich durchströmte. Ich bin gewiss, dass die alte Eiche auf ihre Weise meine Zärtlichkeit beantwortete. Der subtile und intensive Austausch tat uns beiden gut. Wenn mich nicht alles täuscht, nennt man das unter Menschen Freundschaft.

Verzaubert von Mozarts Musik

Ich sah, wie mein Freund nach und nach wieder grün wurde. Jahr für Jahr wurde er dichter, sein Blattwerk hatte seine Lebenskraft wiedererlangt, und der erschütternde Eindruck resignierter Trauer, den ich bei unserem ersten Treffen empfunden hatte, war verschwunden. Der Austausch unserer Gefühle hatte meinem Bruder Baum geholfen, und das war fantastisch! Eines Tages – da bin ich mir ganz sicher – dankte er mir, indem er mir ein unfassbares Geschenk machte: Während ich mich an ihn schmiegte, kommunizierte er mir für einen langen Augenblick die Vision der Welt, wie ER sie sah

(durch seine Blätter?). ich habe es nie vergessen – sie war anders und kam zugleich unserer eigenen Sicht sehr nahe, schwer zu beschreiben, doch könnte man versuchen, sie als gemaltes Bild wiederzugeben. Die Bestätigung dafür bekam ich, als ich etliche Jahre später erfuhr, dass ein Baum seine Umgebung tatsächlich SIEHT. Denn inzwischen weiss man, dass Pflanzen imstande sind, das zu sehen, was wir sehen, und zwar dank „Phytochrome“ genannter Organellen, für das menschliche Auge unsichtbarer Lichtwellen wie Infrarot- oder Ultraviolettstrahlen. Pflanzen HÖREN auch und nehmen sogar viele für uns unhörbare Töne wahr. Wie man festgestellt hat, wachsen sie besser, wenn man liebevoll zu ihnen spricht, und die himmlische Musik von Mozart scheint sie zu bezaubern und zu beruhigen, so wie man dies auch bei Tieren bemerkt hat. Kühe, denen man Mozart vorspielt, geben mehr Milch.

Eingeweihte kamen der Wahrheit nahe

Unsere Zivilisation, deren Verbindung zu den (von unserer Art vergessenen) ausser-sinnlichen Wahrnehmungen und dem von ihr so genannten naiven „magischen Denken“ der Primitiven abgebrochen ist, stellte sich vor kurzer Zeit noch nicht die Frage, ob ein Baum, eine Kornblume oder eine Tomatenstaude Angst, Leiden oder irgendeine andere Art von Gefühlen oder Eindrücken kennt (um auf die Idee zu kommen, einen Baum zu trösten, musste man eine „Geisterseherin“ sein wie ich!). Erinnern wir daran, dass man sich vor der durch die Ethologie in Gang gesetzten Revolution auch keine Gedanken über die Sensibilität und die Intelligenz unserer

Verwandten der Tiere machte.

Von dieser selbstherrlichen Blindheit der Menschen anderen Lebensformen gegenüber blieben nur sehr wenige Kulturen verschont, wie etwa die Indianer, die, ganz gleich ob sie in Nord- oder Südamerika ansässig waren, immer wussten, dass die Tiere und Pflanzen (ja, sogar die Felsen und die Flüsse...) nicht nur dieselbe Luft atmen wie wir, sondern auch fühlende, beseelte Lebewesen sind.

Hier und da, verstreut über die ganze Welt, kamen Eingeweihte gleichwohl der Wahrheit nahe. Oftmals waren sie Pantheisten, manchmal Mystiker, häufig Künstler. Doch der erste abendländische Wissenschaftler, der entdeckte, dass Pflanzen keineswegs leblose Sachen sind, war ein genialer Wiener Biologe zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts: Raoul Heinrich Francé.

„Schockierende Irrlehren“

Ohne sich von den entrüsteten oder höhnischen Protesten der Naturwissenschaftler seiner Zeit aufhalten zu lassen, behauptete der hochbegabte Francé, dass Pflanzen fähig seien, Absichten zu haben, und sich der für sie besten Umgebung zuwenden und zu ihr hin wachsen könnten. Zum Beispiel nähmen Pflanzen, die eine Weide bildeten, jedes Geschehen in ihrer Umgebung wahr und reagierten darauf mit einem den menschlichen Reaktionen überlegenen Scharfsinn.

Francé bekräftigte ausserdem, dass Pflanzen sämtliche Fähigkeiten anderer Lebewesen besässen und unter anderem „fähig [seien], äußerst heftige Reaktionen bei Miss-handlung und inbrünstige Dankbarkeit für aufmerksame Pflege zu äussern“.

Francés Zeitgenossen – pseudowissenschaftlicher Unglaube verpflichtet – gaben freilich vor, seine Arbeiten voller Verachtung zu übersehen und betrachteten sie als schockierende Irrlehren, zumal der Biologe es wagte, noch weiter zu gehen: Mit bewundernswürdigem Mut verfocht er die gewagte These, dass das Bewusstsein der Pflanzen seinen Ursprung womöglich in einer übermateriellen Welt habe, die von kosmischen Wesen – letztendlich von Naturgeistern – bewohnt sei, auf die sich die Eingeweihten bestimmter Kulturen seit Menschengedenken beriefen. Da die äussere Gestalt einer Pflanze jedes Mal, wenn einer oder mehrere ihrer Teile zerstört werden, wiederhergestellt wird, ging Francé sogar so weit, zu vermuten, dass es eine bewusste Wesenheit geben müsse, die über die Pflanzengestalt als Ganzes und über ihre Unversehrtheit wache... Man kann sich leicht vorstellen, dass dieser wissenschaftliche Nonkonformismus Francé den Ruf eines Anstoss erregenden Sonderlings eintrug, nicht nur in der in ihren Dogmen erstarrten wissenschaftlichen Gemeinde, sondern auch bei der breiten Masse derer, für die das Diktat der Wissenschaft gleichbedeutend mit dem Evangelium ist. So würden es die meisten unserer Zeitgenossen zweifellos noch heute halten: Auch sie haben Angst davor, dass ihre Überzeugungen erschüttert und sie so gezwungen würden, ihre Gewohnheiten zu überdenken...

Das Bewusstsein der Pflanzen

Die Vision der Dichter und Philosophen, die in Pflanzen Wesen sahen, die Sensibilität, ein Bewusstsein und eine Seele besitzen, ist heute durch unwiderlegbare Entdeckungen un-

termauert, doch verstockte Kleingläubige, die das Offensichtliche leugnen, wird es immer geben. Zu erfahren, dass die Karotte Stress empfindet, wenn man in sie hineinbeisst, dass sie Angst hat, dass sie vielleicht um Hilfe ruft oder ihre Artgenossen vor der drohenden Gefahr warnt, lässt feinfühlig Menschen sicherlich die Haare zu Berge stehen, und zweifellos wollen einige von ihnen diese Tatsache lieber ignorieren, als sich ihre Auswirkungen bewusst zu machen... Umso aner kennenswerter ist der Mut jener Forscher, jener Freigeister, die seit Ende der 60er Jahre das geheime Leben der Pflanzen erkundet und bewiesen haben, dass sie vollwertige Lebewesen sind, ausgestattet mit allem, was ein fühlendes Wesen auf unserem faszinierenden blauen Planeten ausmacht.

Alles begann 1966 mit der Neugier eines gewissen Cleve Backster, dem grössten amerikanischen Spezialisten auf dem Gebiet der Lügenforschung, der mit der Polizei zusammenarbeitete und Pflanzen liebte. Dieser aussergewöhnliche Experte entwickelte einen Apparat, der eine Variante des berühmten Lügendetektors war. Als er nämlich eines Tages, um auf andere Gedanken zu kommen, sein Detektionsgerät an die Pflanze anschloss, die sein Büro zierte, bemerkte er fasziniert, dass der Ausschlag der Nadel seines Arbeitsinstruments, wenn er die Pflanze dem einen oder anderen kurzen Reiz aussetzte, ähnliche Reaktionen anzeigte wie bei einem Menschen, der emotionalen Reizen ausgesetzt wird.

Wenn die Holzfäller anrücken, weiss der Baum, dass er sterben wird,

Begeistert ging Cleve Backster daran, sein Gerät zu perfektio-



Cleve Backster (1924-2013), berühmter ehemaliger C.I.A.-Spezialist im Erkennen von Lügen, zeigt Peter Tompkins die Aufzeichnung der Reaktionen eines „angegriffenen“ Philodendrons, der mit Elektroden an einen Lügendetektor angeschlossen ist.

nieren, und seitdem profitiert die Erforschung des grossen unbekannten Pflanzenreichs immer wieder von ebenso beeindruckenden wie bestürzenden Entdeckungen.

So wurde zum Beispiel nachgewiesen, dass eine Pflanze „ohnmächtig“ werden kann, wenn sie grosse Angst empfindet, und auch, dass sie unter Stress steht, gewissermassen „entsetzt“ ist, wenn nicht weit von ihr eine Garnele getötet wird. Genauso reagiert sie übrigens, wenn sie die Zerstörung irgendeines lebenden Gewebes wahrnimmt – selbst wenn es sich dabei um Bakterien handelt, die im Abflussrohr eines Ausgusses verbrüht werden. Machen wir uns bewusst, was das bedeutet. Und was viele weitere Beispiele belegen, muss uns einen Schauer über den Rücken laufen lassen: die Solidarität mit allen lebenden Wesen. Pflanzen besitzen ein Gedächtnis, sie erinnern sich an ihre Erlebnisse und Beobachtungen und berücksichtigen die „Lektionen des Lebens“.

Sie vermissen ihren Besitzer (oder ihren gutgesinnten Freund), wenn er weggeht, und wie ein Hund nach dem Tod seines Herrn können sie sich aufgeben und zugrunde gehen. Wie es scheint, können sie die Gedanken desjenigen lesen, der sich ihnen nähert, erkennen die – guten oder schlechten – Absichten, die er ihnen gegenüber hegt, und reagieren entsprechend: Ein Busch empfindet Angst, wenn man sich ihm mit einer Gartenschere oder Motorsense nähert; der Salat zittert, wenn ein anderer Salatkopf im Gemüsegarten geschnitten wird, der Baum weiss, dass er sterben wird, wenn die Holzfäller anrücken – umgekehrt sind dieselben Pflanzen glücklich, wenn man sie giesst, sie pflegt, ihnen zu Hilfe eilt oder sich liebevoll über sie beugt.

Schneller als unsere technisch ausgereiftesten Apparate

Wie ich weiter oben angeführt habe, sehen Pflanzen ihre Umgebung und hören die Ge-

räusche, die Musik, die Gespräche, die ganze Klangwelt in ihrer Nähe. Die meisten Pflanzen erkennen den Wind und verhärten ihr Gewebe, um Stürmen zu trotzen: Dabei greifen die Gene ein, die den Kalziumgehalt in den Zellen steuern, und provozieren in den Pflanzen zehntelsekundenschnelle Reaktionen – genauso schnell wie die Reaktionen der Nerven der Tiere.

Wie sie sich vor dem Wind schützen, erkennen Pflanzen ihre Fressfeinde oder ihre Parasiten und sondern augenblicklich chemische Substanzen ab, um jene zu entmutigen ... oder um die Feinde ihrer Feinde anzulocken!

Wird sie von Pflanzenfressern (wie Giraffen) bedroht, bildet die afrikanische Akazie Tannine, die ihre Blätter nach und nach ungeniessbar werden lassen, während sie zugleich durch Windübertragung die anderen Akazien vor der drohenden Gefahr warnt. Sofort erhöhen auch diese den Gehalt ihrer eigenen Blätter an bitteren Molekülen.

Wie Elefanten und viele andere Tiere fähig sind, Naturkatastrophen (Tsnumanis, Vulkanausbrüche, Stürme, usw.) vorauszu"wissen", spüren, sehen auch Pflanzen diese voraus und bereiten sich schon lange, bevor sie von unseren technisch ausgefeiltesten Apparaten erfasst werden, darauf vor.

Unzählige Beispiele beweisen, wie schnell Pflanzen die Aussenwelt analysieren und darauf reagieren – ein faszinierendes Phänomen, das ihre überaus hohe Sensibilität und ihre Intelligenz belegt.

Jegliches Töten abzulehnen, hiesse den Tod wählen

Als ich vor Kurzem einem alten Freund, der die Natur und besonders Bäume sehr liebt, von den Fähigkeiten der

Pflanzen erzählte, gestand er mir, dass sich beim Gedanken an alles, was wir den Pflanzen antun, sein Inneres umdrehe. Und es stimmt, dass uns die Kenntnis dieser Tatsachen nachdenklich stimmen muss, und dass wir versuchen müssen, unsere Lebensethik zu überprüfen.

Würde man jedoch auf jeglichen Verzehr anderer Lebewesen verzichten, seien es Tiere oder Pflanzen, so hiesse dies den Tod wählen, was ebenso absurd wie krank wäre. So wie es krank ist, zu behaupten, man liebe und bewundere die Natur über alles, ohne dabei ihre Gesetze und ihre Programmierung zu akzeptieren. Alle Lebewesen, vom Walfisch bis zur Mikrobe, ernähren sich vom Tod anderer Lebewesen. Diese Tatsache abzulehnen, hiesse, sich über die der Natur innewohnende Struktur zu entrüsten und zu glauben, dass sie – oder Gott – sich irre. Stets im vollen Bewusstsein zu handeln, dass dieses Wesen, das wir im nächsten Augenblick ausreissen, pflücken,

schneiden, fällen, zerstückeln, verbrennen oder ausrotten werden, eine lebende Kreatur ist, die von unserer Entscheidung abhängig ist, verbietet uns hingegen, leichtfertig Hand an sie zu legen. So vermeiden wir sinnlose Massaker, blinde Zerstörung, Verschwendung, Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, Brutalität – all das, was uns dazu bringt, echte Verbrechen zu verüben.

Ich gehöre zu den Menschen, die glauben, dass die grosse, von oftmals unverständlichen Gesetzen geregelte Natur weder „gut“ noch „schlecht“ im Sinne menschlicher Moralvorstellungen ist: Sie ist vollendete Harmonie. Auf dieser Basis müssen wir die Antworten finden, die unsere Entscheidungen und Handlungen bestimmen. Das indianische Modell, so scheint mir, das auf einem Gleichgewicht zwischen den Überlebensbedürfnissen des Einzelnen und der Achtung der „Beute“ bis hin zur vollkommen unverfälschten Sympathie beruht, ist der Weg, dem wir folgen und den

wir mit unseren tatsächlichen Überlebensbedürfnissen in Einklang bringen müssen. Das ist machbar, ist beruhigend, und wenn es aufrichtig gelebt und empfunden wird, bewahrt es uns vor dem Schuldkomplex: Die Indianer entdeckten auf diesem Weg das Geheimnis ihrer wunderbaren Harmonie mit der Natur. Das können auch wir.

Und wir, die wir die Tiere und Pflanzen lieben wie Brüder, wir MÜSSEN es. A.L. ■

Quellen (u.a)

- Francé, Raoul Heinrich, *Pflanzenpsychologie als Arbeitshypothese der Pflanzenphysiologie*, Frank'sche Verlagshandlung, Stuttgart, 1909
- Peter Tompkins et Christopher Bird: *La vie secrète des plantes*, "Les énigmes de l'univers", Robert Laffont 1975
- De La Warr, Georges: "Do Plants Feel Emotion?" *Electrotechnology*, April 1969
- Sherrington, Charles Scott, *Goethe on Nature and Science*, Cambridge University Press, Cambridge 1942



Der Trauermantel

Bild: iStock)

Baumfällungen

Wie kann ich mich wirksam für Bäume wehren?

Richtige und rechtzeitige Reaktion kann Bäume retten! Hierzu braucht es aber Entschlossenheit und Umsicht zugleich. Zudem ist der Einbezug von Baumexperten unerlässlich.

■ **Silvio Baumgartner**

Immer wieder müssen in der Schweiz unnötigerweise wunderschöne Bäume weichen, weil Private oder Behörden Bauprojekte oder Sicherheitsbedenken geltend machen. Oft kommt es dann ohne seriöse Abklärungen zum Fällentscheid. Nicht selten versuchen involvierte Gremien, solche Beschlüsse möglichst unbenutzt an der Öffentlichkeit «vorbei zu schmuggeln», im Wissen, dass das emotionale Thema Baumfällung Widerstände und damit Umtriebe provozieren könnte.

Der Fall der Blutbuche

Sinnbildliches, aktuelles Beispiel dafür ist die Blutbuche von Villmergen, AG, ein mehr als 130-jähriger Prachtbaum. Wie so oft wird es eng in der Schweiz, und die Buche soll der Erweiterung einer Kantonsstrasse weichen. Zwar wehren sich Anwohner mit einer Petition und sammeln über 200 Unterschriften. Die Einsprachefrist gegen das kantonale Ausbauprojekt verstreicht aber ungenutzt. Zudem stellt ein regionaler Baumsachverständiger, der im Auftrag das Wurzelwerk auf seine Vitalität untersucht, beim Freilegen der Wurzeln fest, dass diese bei Sondierungsarbeiten im Jahr 2013 und auch schon bei früheren Eingriffen stark beschädigt wurden. Er gibt dem Baum, der

zwar zurzeit über dem Erdreich intakt wirkt, nur noch 10 bis 15 Jahre zu leben. Bis dahin wird Fäulnis, die nun durch das verletzte Wurzelwerk eindringt, den Baum gewissermassen von innen her aufgefressen haben.

Diese Umstände machen die schöne alte Blutbuche von Villmergen leider sowohl praktisch

wie auch juristisch betrachtet zu einem hoffnungslosen Fall der Fällung. Zu stark wurden Wurzeln zerstört – übrigens eine der häufigsten Ursachen, warum Bäume später absterben: Wurzelschaden anrichten, Erde darüber, aus den Augen aus dem Sinn. Bis zum Sichtbarwerden des Schadens am Baum ist wegen verstrichener Verjährungsfristen meist auch die Haftungsfrage hinfällig.

«Kahlschlag-Argumente»

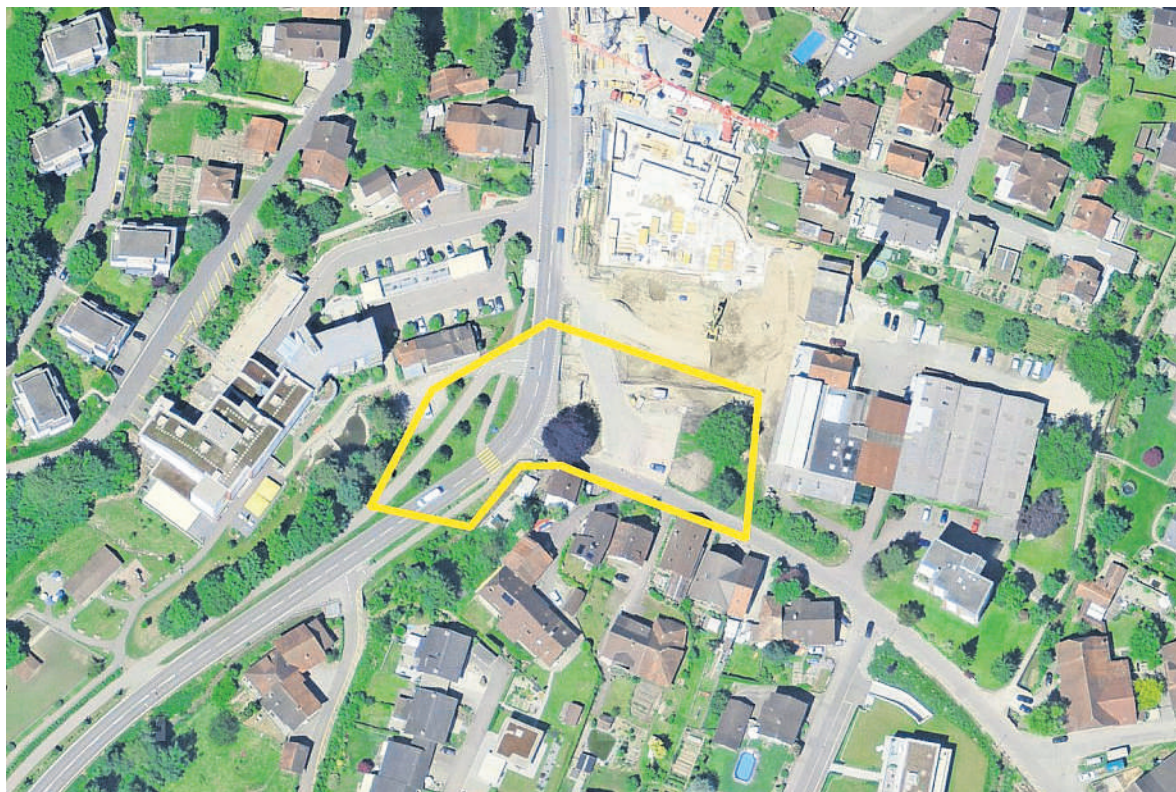
Gründe wie «Bruchgefahr», «Fäulnis», «Krankheit», «Instabilität» oder «Haftpflichtrisi-

ko» verfehlen ihre Wirkung in der Öffentlichkeit in aller Regel nicht, egal, ob solche Faktoren nun sorgfältig von Baumsachverständigen bzw. Baumpflegespezialisten mit eidgenössischem Fachausweis abgeklärt wurden, oder ob sie einfach vorschnell als buchstäbliches «Kahlschlag-Argument» vorgegeben werden. Im schlimmsten Fall kolportieren die Medien dann solche Beschlüsse unreflektiert. Mit verheerenden Folgen: Jahr für Jahr fallen in der Schweiz weiterhin Hunderte von Baummonumenten, die ansonsten



Über 200 Anwohner haben sich vergeblich gegen die Fällung der Blutbuche von Villmergen gewehrt.

Bild: Sandra S. Inderbitzin



Wie so oft wird es eng in der Schweiz, und die Buche soll der Erweiterung einer Kantonsstrasse weichen.

Bild: zwg

noch Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte weiterbestehen könnten – so wie die Blutbuche von Villmergen.

Das muss nicht sein. Diverse markante Beispiele, in welche die Fondation Franz Weber teilweise direkt involviert war, zeigen, dass sich viele Bäume retten lassen, wenn nur rechtzeitig mit der nötigen Klarheit und Umsicht reagiert wird. Möge auch der tragische, buchstäbliche «Fall» der Blutbuche von Villmergen so wenigstens dazu beitragen, solches in anderen «Fällen» zu vermeiden. Nachfolgend einige Tipps hierzu, wenn man von Fällungsvorhaben erfährt:

- Unverzüglich einen Baumsachverständigen bzw. Baumpflegespezialisten mit eidgenössischem Fachausweis kontaktieren, damit dieser möglichst rasch einen Augenschein vor Ort vornehmen kann. *
- Unverzüglich das Gespräch mit den involvierten Parteien suchen: Behörden, Gre-

mien, Politiker, Grundeigentümer, Privatpersonen, etc.

- In der Vorgehensweise und im Umgang mit Beteiligten stets sachlich, umsichtig und höflich bleiben, andernfalls kann das Engagement kontraproduktiv sein. Erst Fragen stellen und sich informieren, dann Urteile fällen.

- Mit den Verantwortlichen prüfen, ob der Baum unter Schutz steht. Wenn dies der Fall ist, kann der Baum ohne Gutachten, das besagt, dass die Stand- und Bruchsicherheit auch mit Baumpfleagemassnahmen nicht mehr gewährleistet werden kann und der Baum ein Sicherheitsrisiko darstellt, nicht

gefällt werden. Steht der Baum unter Schutz, ist häufig eine Ersatzpflanzung nötig. Kontrollieren, dass diese auch gemacht wird.

- Liegt ein schriftliches Gutachten vor, kann eine Zweitmeinung eingeholt werden.
- Einsprachemöglichkeiten bei öffentlich aufgelegten Projekten unbedingt wahrnehmen. Einsprachefristen keinesfalls verpassen.
- Möglicherweise kann juristische Beratung vonnöten und hilfreich sein.
- An die Öffentlichkeit gelangen. Sich an lokale und regionale Medien jeder Art wenden.
- Leserbriefe an lokale und regionale Medien verfassen.
- Sich mit Gleichgesinnten in der Stadt, im Dorf oder im Quartier zusammentun. Unterschriften sammeln, allenfalls eine Petition lancieren. Sich an Gemeindeversammlungen persönlich äussern.
- Sich an Heimat-, Landschaftsschutz- oder Umweltorganisationen wenden. **
- Nicht jeder Fäll-Entscheid ist ein Fehl-Entscheid. Aus verschiedenen Gründen kann eine Fällung bisweilen unvermeidlich und unausweichlich sein. ■

Einige Adressen, an die man sich wenden kann:

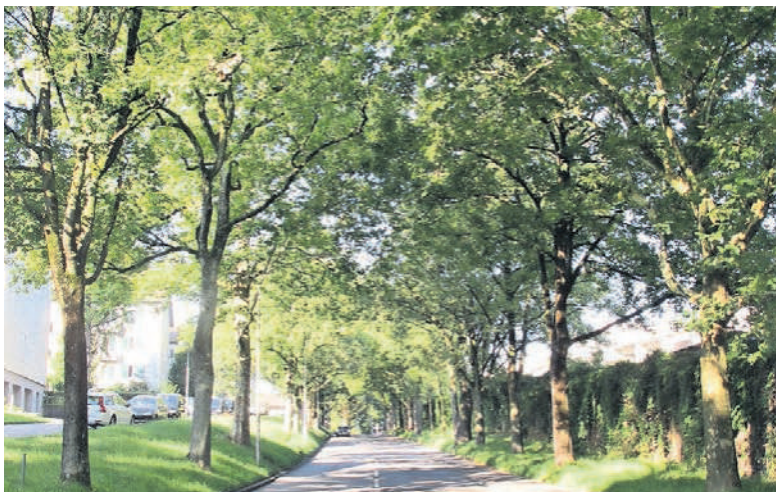
- **Bauminventar Schweiz:** www.proarbore.com
- **Baumsachverständige und Baumpflegespezialisten mit eidgenössischem Fachausweis:**
 - Fabian Dietrich (Kanton Bern, Westschweiz) www.baumpflege-dietrich.ch
 - Martin Erb (Aargau, Mittelland, Nordwestschweiz) www.tilia.ch
 - Walter Wipfli (Zentralschweiz) www.baumexperte.ch
- **Pro Natura**, Postfach, 4018 Basel; Tel. 061 317 91 91; E-Mail: mailbox@pronatura.ch
- Man kann sich auch an die **FFW** wenden; wir helfen gerne weiter vermitteln. Fondation Franz Weber, Case postale, 1820 Montreux 1, Telefon: 021 964 24 24. E-Mail: ffw@ffw.ch
- **Bücher zum Thema:**
 - Baumriesen der Schweiz, von Michel Brunner, erschienen beim Werd Verlag, 6. erweiterte Auflage 2014, 240 Seiten, 24 x 30,2 cm, Hardcover, mit Schutzumschlag, zahlreiche farbige Abbildungen; ISBN 978-3-85932-629-3, CHF 59.– (siehe auch www.proarbore.com)
 - 50 Bäume für 50 Jahre, Buch zum 50-jährigen Jubiläum von Pro Natura Solothurn, 2010, Preis: Fr. 49.– (für Pro Natura-Mitglieder Fr. 39.–) plus Versandkosten, bestellbar unter Tel. 032 623 51 51 oder E-Mail: pronatura-so@pronatura.ch

Bern

250 Alleebäume fallen für eine Tramlinie?

Ist der Bau einer neuen Tramlinie in Bern es wirklich wert, dass 250 Alleebäume fallen sollen? Am 28. September wird in Bern und zwei weiteren Gemeinden über den Bau der Tramlinie 10 abgestimmt.

■ **Jürg Schweizer ***



Die Berner Ostermundigenallee mit ihren 200 Bäumen soll in ihrer ganzen Länge von 700 Metern fallen. Bild: Jürg Schweizer

Baustellen fallen auf. Ihnen gehen Planungen voraus, die veröffentlicht werden, da Bauen nicht Privatsache ist. Ist es gar die öffentliche Hand, die bauen will, betrifft das Vorhaben die Öffentlichkeit noch mehr, ist sie doch die Bauherrschaft. Im Unterschied zu den Baumassnahmen beunruhigen aber die vorangehenden Phasen trotz Baupublikation und Profilen die Öffentlichkeit nur wenig. Erst wenn der Bagger auffährt, beginnt das öffentliche Rumoren. Bei der hier diskutierten Baustelle ist es nicht der Bagger, sondern die Motorsäge, die zu einem öffentlichen Aufschrei führen wird: Für den Bau der Tramlinie 10 von Bern nach Ostermundigen sollen an der Viktoria- und an der Ostermundigenstrasse mindestens 250 Alleebäume gefällt werden. Zwar war das Vorhaben publiziert, und die zahllosen Pflöcke für

Leitungsmasten und – ja, auch für neu zu pflanzende Bäume – sollten eigentlich in ihrer Dichte jedem auffallen. Wer dies realisiert, mag denken: Was soll's, die Bäume werden ja ersetzt, in 30 Jahren wird alles wieder in Ordnung sein.

700 Meter Allee weg

Leider ist die Sache so einfach nicht. Die Ostermundigenstrasse gehört zum Allee-system, mit dem im 18. Jahrhundert alle zur Stadt führenden Strassen eingefasst wurden. Man nahm dieses in der Landschaft dominierende Element von weitem wie ein Spinnennetz wahr. Die Alleen bildeten geschlossene Schattenräume, weil die Baumkronen sich berührten. Teile davon sind mit Papiermühle-, Bolligen- und Ostermundigenstrasse erhalten geblieben – trotz der Einschnitte von Autobahn A6 und

Wankdorfkreisel. Ähnliches gilt gegen Süden und Norden, im Westen hingegen sind die Alleen schon um 1900 gefallen. Nun soll die Ostermundigenallee mit ihren 200 Bäumen in ihrer ganzen Länge von 700 Metern abgeholzt werden. Vielleicht könne man, so heisst es, im mittleren Teil die südliche Reihe erhalten, nicht aber beim Friedhof. Alles werde neu gesetzt. Freilich konnten sich die Hochalleen im 18. Jahrhundert im freien Land ungehindert entwickeln, anders als im urbanen Raum, wo die Bäume wegen der Bebauung zurückgeschnitten und beschädigt werden. Gerade dies wird aber das Los aller neuen Bäume im Bereich des Trams sein: Man wird sie auf die Bebauung und auf die Tramprofile und Fahrleitungen zurückstutzen.

Größter Eingriff seit 100 Jahren

Zudem werden die Werkleitungen neu längs der Stras-

senränder verlegt; dies ist mit ein Grund, die alten Bäume zu fällen. Gerade hier können sich die Wurzeln der neuen Bäume also nicht ausdehnen, die Bäume werden daher kleinkronig und anfällig sein: Es ist somit ausgeschlossen, dass mit den Neupflanzungen das alte Hochalleebild wieder entsteht.

Fazit: Es droht der seit über 100 Jahren weitaus grösste Eingriff in den städtischen Alleebestand, anders als um 1900 diesmal unter rot-grüner Führung. Der öffentliche Verkehr ist zweifellos eine gute Sache. Seine Bedürfnisse sollten jedoch nicht maximiert, sondern optimiert werden. Am 28. September hat es das Stimmvolk von Bern, Ostermundigen und Köniz in der Hand zu verhindern, dass schon bald die Motorsäge zu kreischen anheben wird. ■

* Dr. Jürg Schweizer ist Kunsthistoriker und lebt in Bern. Von 1990-2009 war er Denkmalpfleger des Kantons Bern.

Bern: Behörden verschleiern hohe Tramkosten

Das Tram Region Bern (TRG) wird für den Kanton Bern so teuer wie kein ÖV-Projekt zuvor. Weil sich das TRG im Verlauf der Planung nahezu auf das Doppelte verteuerte, schrumpft der Bundesanteil – zu Lasten des Kantons – von 35 auf knapp 18 Prozent. Dies zeigen Recherchen der Berner Zeitung. In den Abstimmungsbotschaften der Standortgemeinden Bern, Ostermundigen und Köniz wird der geschrumpfte Bundes-Anteil aber verschwiegen. Das offizielle Diagramm zeigt bloss, dass Bund und Kanton 74 Prozent der 494,9 Millionen Franken übernehmen.

Gemäss dem ehemaligen Denkmalpfleger des Kantons Bern, Jürg Schweizer, ist auch der Betrag von knapp 500 Millionen Franken viel zu tief angesetzt. «Längst nicht alle Kosten und Folgekosten sind budgetiert. Wären diese ehrlicherweise im Kredit enthalten, so würde ersichtlich, dass dieses unsinnige Mammutprojekt, welches sich vielleicht ohnehin noch weiter verteuert, weit über eine halbe Milliarde Franken kostet.» (hpr)

Zoo, Natur und Geschichte

Zoos und Aquarien sind Auslaufmodelle

Zoo und Aquarium sind nicht mehr zeitgemäss. Sie gehören, wie der Atomstrom, einem vergangenen Denken an. Es ist Zeit für einen Paradigmenwechsel.

■ Prof. Dr. Markus Wild

Dass Zoos und Aquarien nach wie vor viele Besucher und Besucherinnen anziehen, spricht nicht für ihre Zeitgemässheit, genauso wenig wie der Umstand für den Atomstrom spricht, dass immer noch viele Haushalte Atomenergie beziehen. Wir sind es uns eben nicht anders gewöhnt. Das entschiedene Unbehagen an der Atomenergie ist ein Effekt der Nuklearkatastrophe von Fukushima. Sie hat uns zu Recht Entsetzen und Angst eingejagt und zum Umdenken bewegt. Die Veränderung unserer Gefühle Zoos und Aquarien gegenüber ist weniger schockartig als vielmehr ein wachsendes Unwohlsein, eine Niedergeschlagenheit. Menschen, die beim Zoo-besuch einen Moment innehalten, werden von diesem wachsenden Unwohlsein berührt. Es ist, sagen sie, deprimierend, Tiere so zu sehen.

Die Humboldtpinguine im Scarborough Sea Life erhalten Anti-Depressiva, weil ihnen das englische Wetter aufs Gemüt schlägt. Sie haben auch Psychopharmaka erhalten, als ein Besucher in ihr Gehege eingedrungen war. Wer will für sein Geld schon trübselige oder verschreckte Tiere sehen? Diese Pinguine sind nicht die einzigen Zoobewohner, die künstlich aufgemuntert werden. In allen Zoos finden sich stereotype Verhaltensweisen, erworbene Verhaltensstörungen. Das ist mehr als nur Langeweile, die

betroffenen Tiere sind in einem geradezu psychiatrischen Sinn beeinträchtigt.

Gefühle und Vernunft

Kürzlich sagte jemand zu mir, er habe sich darauf gefreut, nach langen Jahren als Erwachsener wieder einmal in den Zoo zu gehen, doch fand er den Zoobesuch im Grunde nur noch traurig. Man sollte sich hüten zu denken, dass dies bloss emotionale Reaktionen seien. Die Forschung hat deutlich gemacht, dass Gefühle unserer Vernunft nicht entgegenstehen, sondern einen unerlässlichen Anteil an unserer Vernünftigkeit haben. Dass wir dem Zoo gegenüber ein wachsendes Unwohlsein ver-

spüren, welches sich in Niedergeschlagenheit und Traurigkeit äussert, ist ein Anzeichen dafür, dass der Zoo nicht mehr zeitgemäss ist. Wir beginnen, uns vom Zoo und von unseren Kindheitsillusionen zu trennen. Das stimmt traurig, aber es ist auch gut: So werden wir erwachsener und beginnen nach Alternativen Ausschau zu halten.

Wir waren es uns nicht anders gewöhnt, als in Zoos zu gehen oder Atomenergie zu nutzen. Es fehlte an Alternativen. Heute jedoch gibt es Alternativen. Die Alternativen zum Atomstrom sind erkannt und anerkannt. Alternativen zum Zoo sind Schutzgebiete und Refugien. Eine aufregende Alternative zum Aquarium stellt das Projekt Vision NEMO dar. Der Grundgedanke ist einfach: Wir holen die Tiere nicht zu uns, wir gehen zu ihnen. Die Idee besteht genauer darin: Anstatt

immer noch mehr Meerestiere aus dem Meer zu fischen, sie zu uns zu verfrachten und in ein Aquarium zu sperren, soll der Spiess umgedreht und wir zum Tier gebracht werden. Und zwar bringt uns das Projekt mit Hilfe digitaler Übertragungs-, Kommunikations- und Animationstechniken zu den Meerestieren, mitten in ihren Lebensraum, mitten unter sie. Das Meeresaquarium verhält sich zur Vision NEMO wie ein veraltetes Röhrengerät zur holografischen Projektion.

Natur und Technik sind keine Gegensätze

Bei vielen löst der Grundgedanke dieses Projekts eine Abwehrreaktion aus. Man fürchtet, dass uns etwas fehle, dass uns etwas verloren gehe, wenn wir nicht das Tier selbst vor uns sehen, sondern lediglich eine Übertragung desselben. Natur scheint sich nicht mit



Die Humboldtpinguine im Scarborough Sea Life erhalten Anti-Depressiva, weil ihnen das englische Wetter aufs Gemüt schlägt.

Bild: zvg

Technik verbinden zu wollen. Diese Verbindung löst in uns Abwehrreflexe aus. Man fürchtet, einen gemeinsamen Erlebnis- und Begegnungsraum einzubüssen. Doch für die kommende Generation werden digitale Kontakte über den Globus hinweg noch mehr zum Alltag gehören, als es heute der Fall ist.

Wir sind durchaus in der Lage, mit digitaler Kommunikation Erlebnis- und Begegnungsräume aufzubauen. Für die nächste Generation wird dies noch selbstverständlicher sein. Wir werden mit Hilfe einer gut animierten Übertragung von Unterwasserszenen aus dem Meer weitaus intensivere Erlebnisse und tiefere Einsichten in die Meeresbewohner, ihre Schönheit und ihre Lebensweise erhalten, als es ein Aquarium bieten kann, weil Tiere tatsächlich in der Natur gesehen und erlebt werden können und nicht nur in einer von uns vor- und ausgestellten Nachahmung von Natur.

Technologie bringt Entferntes nahe

Dieser Abwehr scheint eine falsche Auffassung des filmischen Bildes zugrunde zu liegen: Wer auf einem Video-Bildschirm sieht, dass ein Bekannter vor der Tür steht, der sieht auf dem Bildschirm den Bekannten, und nicht bloss ein Bild des Bekannten; wer mit einem Freund in Ägypten skypeet, der sieht auf dem Bildschirm den Freund, nicht nur ein Bild von ihm. Ebenso wie wir durch ein Fernglas das Haus selbst oder im Mikroskop das Tierchen selbst sehen und nicht nur Bilder von ihnen. Filmische Übertragungen sind weniger mit Gemälden oder Zeichnungen verwandt als mit optischen Instrumenten wie Ferngläsern oder Mikroskopen. Sie helfen uns besser zu sehen, rücken

Unscheinbares in den Blick, bringen Entferntes nahe.

Endlich liegt diesem Abwehrreflex auch die Idee zugrunde, dass wir im Zoo oder im Aquarium der Natur begegnen und Naturerlebnisse haben. So meinte Robert Zingg, Kurator des Zoos Zürich, unlängst: «Der Zoo ist eine Begegnungsstätte von Mensch und Tier. Diese Begegnung kann nicht durch noch so gut gemachte Tierfilme ersetzt werden. Wenn wir keinen Zugang haben zur Vielfalt des Lebens, dann geben wir ihr auch keine Sorge» (NZZ vom 12. August 2014). Die Äusserung steht stellvertretend für viele. Natürlich, in gewisser Weise sind Zoos und Aquarien Begegnungsstätten von Mensch und Tier; aber als Rahmen für eine Begegnung mit der Natur sind sie völlig verkehrt. Wenn dort etwas vermittelt wird, dann das Verkehrte: Sie befriedigen die Schaulust und prägen ein Bild vom Menschen als Herrscher über die Natur. Schauen wir genauer hin.

Welches ist das kleinere Übel?

Der Bärenmann Misha war mit seiner Partnerin Masha 2009 als russisches Staatsgeschenk nach Bern überführt worden. Im April 2014 wurde im Berner Tierpark ein Jungbär von Misha getötet, wenige Tage später wurde das zweite Jungtier, um es vor Stress und Schmerz zu bewahren, vom Tierpark ebenfalls getötet. Der Vorfall hat eine heftige öffentliche Diskussion provoziert: Soll man zulassen, dass Bären sich reproduzieren und dadurch Leben und Gesundheit dieser Jungtiere gefährden oder soll man den Bären die Fortpflanzung verbieten und es in Kauf nehmen, dass sie verhaltensauffällig werden? Welches ist das kleinere Übel? In einer öffentlichen Diskussion mit dem Tierparkdirektor

Bernd Schildger am 2. Juni 2014 in Bern habe ich die Auffassung vertreten: Wenn man Bären und andere Tiere nur halten kann, wenn sie entweder ihre Jungen töten oder dauerhaft verhaltensauffällig werden, scheint mir die richtige Konsequenz zu sein, sie nicht in Zoos zu halten (vgl. NZZ vom 8. April 2014). Natürlich entspringt meine Sichtweise einer ethischen Haltung, doch die grundsätzliche Überlegung ist einfach Ausdruck von gesundem Menschenverstand: Wenn man drei Lösungen hat, und zwei davon sind schlecht, nimmt man die dritte.

Blick in die Geschichte

Der Tierparkdirektor hat auf diese Sicht der Dinge merkwürdigerweise nicht gleich mit dem Argument reagiert, die dritte Option sei auch schlecht (ich komme am Schluss darauf zurück), sondern mit einem Verweis auf die Geschichte der Berner Bären: Die 1513 siegreich aus der Schlacht von Novara heimkehrenden Berner hatten mit den eroberten Fahnen auch einen lebenden Bären als Kriegsbeute mitgeführt, seitdem lebt der Bär in Bern und die Berner lieben ihn. Der Bär als Kriegsbeute eidgenössischer Söld-

ner, die im Dienste der päpstlichen Liga in Oberitalien eine von vielen sinnlosen Schlachten geschlagen haben.

Grosse und mächtige Tiere als Kriegsbeute und als diplomatische Geschenke gehören zur symbolischen Politik der Neuzeit. In seinem Roman *Die Reise des Elefanten* (2008) erzählt der portugiesische Nobelpreisträger Jorge Saramago von der Reise des Elefanten Soliman von Lissabon durch Europa nach Wien. Die Reise hat 1551/52 tatsächlich stattgefunden. Soliman war ein Geschenk des portugiesischen Königs an den österreichischen Herzog. Bereits 1514 hat König Manuel I. den Elefanten Hanno an Papst Leo X. verschenkt (unter dessen Fahne übrigens die tapferen Berner den Bären gefangen nahmen).

Ausdruck von Schaulust und Herrschaft

Natürlich überlebten beide Tiere nicht lange. Hanno verendete 1516 an einer Verstopfung, nachdem man ihm mit Gold versetzte Abführmittel verabreicht hatte, Soliman verstarb 1553 ebenfalls aufgrund massiver Verdauungsstörungen. Die Elefanten stammten aus den portugiesischen Kolonien in Indien. Sie wurden zusammen



Der Schweizer Philosoph **Markus Wild** (*1971) ist seit 2013 Professor für Theoretische Philosophie an der Universität Basel. Aufgewachsen ist er in der Ostschweiz und besuchte in Wattwil das Lehrerseminar. Nach dem Studium der Philosophie und Germanistik in Basel lehrte er 2003-11 an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2012-13 hatte er eine SNF-Förderungsprofessur an der Universität Fribourg inne und ist im selben Jahr Mitglied der Eidgenössische Ethikkommission für Biotechnologie im Ausserhumanbereich (EKAH) geworden. Zu seinen Hauptforschungsgebieten gehört die Tierphilosophie, die sich mit Fragen des Mensch-Tier-Unterschieds, des Bewusstseins bei Tieren und der Tierethik beschäftigt (Tierphilosophie, Hamburg 2008). Zur Zeit arbeitet er an einer Einführung in die Tierethik.

mit anderen Tieren zuerst in der Menagerie des portugiesischen Königs in Ribeira gehalten und dann unter Pauken und Trompeten als diplomatische Geschenke durch Europa geführt. Der König konnte mit Hilfe des eindrucklichen, exotischen Tieres seine Macht demonstrieren, die bis nach Indien reichte, und die Beschenken konnten die Schaulust der Untertanen befriedigen und ihnen zugleich Ehrfurcht lehren.

Die grösste Menagerie führte der Sonnenkönig Ludwig XIV. Der Architekt Louis Le Vau errichtete 1662 im Park von Versailles eine Anlage, in deren Mitte ein Turm Überblick auf exotische Tiere bot: Tiger und Elefant aus Indien, Zebra und Strauss aus Afrika, Kondor und Jaguar aus Südamerika wurden dem französischen Herrscher als Geschenke gesandt und dieser konnte seinen Besuchern das Ausmass seiner weltweiten Herrschaft demonstrieren.

Symbol der Macht über Tiere

Der Naturforscher Buffon warnte allerdings schon 1753 vor dem Studium gefangener und domestizierter Tiere, denn ein solches Tier sei «ein Sklave, der einen unterhält, dessen man sich bedient, den man benutzt, den man abändert, den man entfremdet und verfälscht».

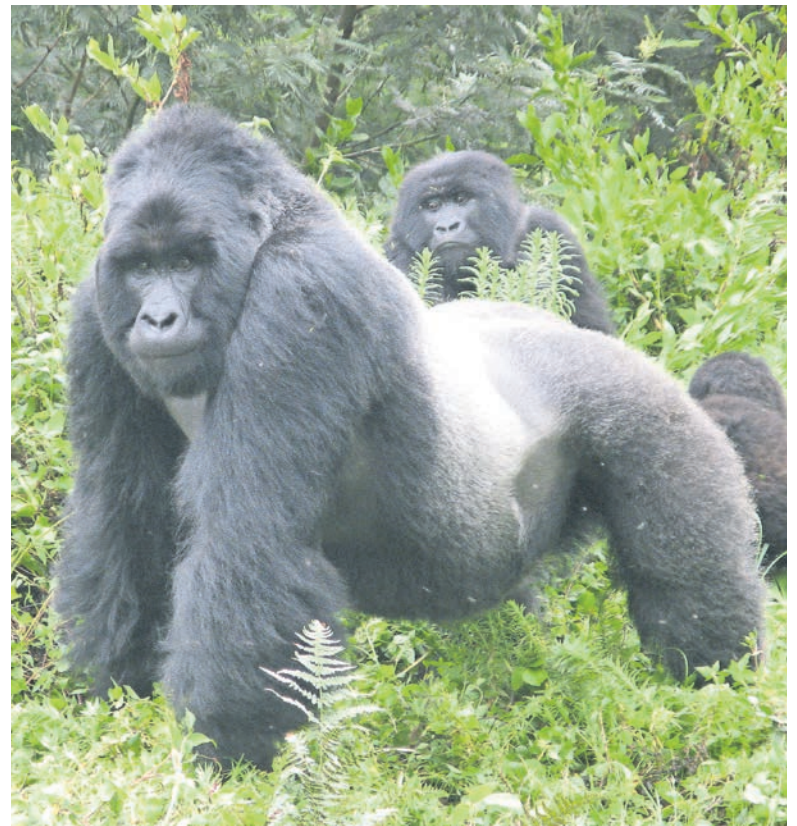
Nicht, dass sich Buffon gegen die Haltung und gegen die Domestikation von Tieren ausgesprochen hätte, ganz im Gegenteil. Er war entschieden der Überzeugung, dass die «Herrschaft des Menschen über die Tiere eine legitime Herrschaft» sei, weil sie der Herrschaft des Geistes über die Materie entspreche. Buffons Kritik meinte lediglich, dass Menagerien keine geeigneten Studienobjekte für Naturwissenschaftler be-

reithalten. Sie repräsentieren aber auf anschauliche Weise nicht nur die absolute Macht des Königs, sondern auch die absolute Herrschaft des Menschen über die Tiere. Die Anlage in Versailles war für das Volk geschlossen, die Menagerie von Schönbrunn jedoch wurde 1778 für ein breiteres Publikum geöffnet, das sich an exotischen Tieren ergötzen konnte. Hier liegt der Ursprung des heutigen zoologischen Gartens.

Tempi passati? Leider nein.

1969 schenkte die ruandische Regierung dem Kölner Oberbürgermeister Theo Burauen zwei Berggorillas. Weil diese seltenen Tiere unter Schutz standen, regten sich heftige Proteste, doch Burauen wollte ein Staatsgeschenk nicht zurückweisen. Misha und Masha waren 2009 im Rahmen eines Staatsbesuchs des russischen Präsidenten Medwedew der Stadt Bern überreicht worden. Der Berner Stadtpräsident freute sich über das wunderbare Geschenk und betonte seinen symbolischen Wert. Dabei bringt man bereits Kindern bei, dass Tiere keine geeigneten Geschenke sind. Nun wird das Leben der Bären vollständig kontrolliert: Wir erlauben ihnen die Reproduktion, weil Jungtiere mehr Besucher anlocken, wir töten das zweite Jungtier, weil es im Gehege kein Entfliehen vor dem Bären gibt, wir kastrieren Misha, weil es eben doch nicht geklappt hat.

Der Blick in die Geschichte lehrt: Der Zoo vermittelt das Weltbild des die Natur dominierenden und kontrollierenden Menschen. An diesem Bild der Zoos ändern auch die neuen Elefantenanlagen und Affenhäuser nichts, denn solche Anlagen sind nicht für das Tier, sondern für das Auge und das Hochgefühl des Menschen gemacht.



Berggorillas

Bild: zvg

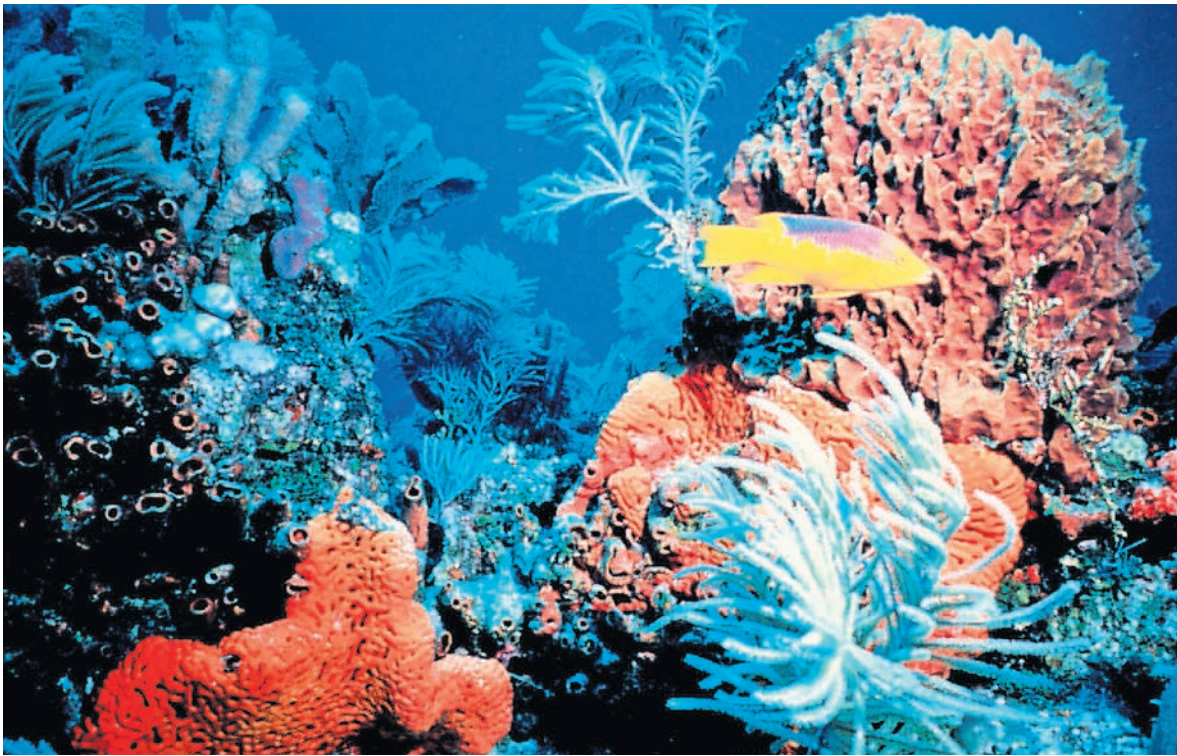
Zoo und Aquarium als Konservennatur

Bisweilen wird argumentiert, dass Infantizide wie im Berner Tierpark auch in der freien Natur vorkommen, wir hätten einfach verlernt, dies zu akzeptieren. Ein merkwürdiger Fehlschluss. In der freien Natur sind die Tiere weder unter unserer Kontrolle noch in unserer Obhut. Wir begegnen im Zoo nicht der Natur. Nur schon die Begegnung mit einer Wildschweinrotte am Rande der Stadt Berlin, mit einem Biber im Oberbaselbiet oder mit einer Bärenspur in Schweden sind intensiver als jeder Besuch im Zoo oder im Aquarium. Der Zoo lässt gerade keine Naturbegegnung zu, sondern ihr Gegenteil: Was uns begegnet, sind künstliche Paradiese. Dabei soll uns Natürlichkeit vorgegaukelt werden. Der Zoo hat sich in den letzten Jahrzehnten weg von Gitter und Verlies und hin zu grösseren, vermeintlichen Naturanlagen, aber eigentlich blossen Naturi-

mitaten entwickelt. Endlich ist uns vor Gitter und Verlies nicht mehr wohl. Wir ersetzen sie jedoch bloss durch die Illusion der Natur als Konservennatur. Auf meinen Vorschlag, die dritte Option zu wählen und auf Zoos und Aquarien zu verzichten, hätte ich von Schildger eigentlich eine andere Reaktion erwartet. Man könnte nämlich einwenden, dass der Verzicht auf den Zoo ebenfalls eine schlechte Option wäre. Der Zoo sei für uns wichtig, denn er diene unserer Erholung und unserem Kontakt zur Natur, leiste einen wichtigen Beitrag zu unserer Bildung, unterstütze den Schutz von Arten durch Zuchtprogramme, die uns wichtig sind, und diene der wissenschaftlichen Forschung.

Zoo und Aquarium als «gewerbsmässige Wildtierhaltungen»

Hier gibt es indessen einen wichtigen Unterschied: Während die ersten beiden Optionen offensichtlich schlecht für



Mit Vision NEMO, dem multimedialen Fenster zum Ozean, werden wir selber zu virtuellen Bewohnern des Korallenriffs Bild: zvg

die Bären sind, scheint die dritte Option schlecht für uns zu sein. Wenn Zoos in Fällen wie jenem der Bären im Berner Tierpark behaupten, es gehe ihnen vorrangig um das Wohl der Tiere, trifft das offensichtlich nicht zu. Das Wohl der Tiere steht hinter unseren Interessen. Oder genauer gesagt, hinter den Interessen des Zoos: Jungtiere locken mehr Besucher an als angeödete Bären. Das Schweizer Recht definiert Zoos ganz richtig als «gewerbsmässige Wildtierhaltungen». Das deutsche Recht ergänzt, dass Zoos Einrichtungen sind, «in denen lebende Arten zwecks Zurschaustellung gehalten werden». Das Ziel von Zoo und Aquarium ist es, Leute durch das Zurschaustellen von eingesperrten Tieren gegen Geld zu unterhalten.

Doch die Leute werden immer weniger durch eingesperrte Tiere unterhalten. Das ist gut so, und deshalb ist der Zoo unzeitgemäss geworden. Es gibt Alternativen zu Zoo und Aquarium. Das Projekt Vision

NEMO gehört zu diesen Alternativen. Hier können Leute durch freilebende Tiere unterhalten werden. Wer Unterwasserfilme vor Augen hat (etwa die atemberaubenden Aufnahmen des Nordatlantischen Thuns von Rick Rosenthal), weiss, dass es hier nicht mehr nur um Unterhaltung, sondern um Staunen und Bewunderung über echte Vielfalt und natürliche Schönheit geht. Anders als Robert Zingg meint, können gut gemachte Filme die illusionsbeladene Pseudo-Begegnung im Zoo ersetzen und uns Zugang zur echten, überwältigenden Vielfalt und Schönheit des Lebens geben.

Bessere Alternativen

Neben dem Ziel von Zoo und Aquarium, Leute durch Zurschaustellung von eingesperrten Tieren zu unterhalten, verblasen die vorgebrachten Argumente für den Zoo. Es gibt ganz einfach bessere Alternativen. Die Zoos bleiben den Beweis schuldig, dass sie zur Bildung erheblich beitragen. Es gibt bessere Alternati-

ven, um Wissen über Tiere und Umwelt zu vermitteln, mit Büchern oder Filmen oder auch nur mit einem Streifzug durch den Wald.

Auch der Beitrag zur Forschung ist marginal und dient häufig nur der Erforschung von Haltung und Zucht im Zoo; eine Forschung, die wir ohne Zoos nicht mehr nötig hätten. Und selbst da gibt es nur wenige gute wissenschaftliche Studien zur Haltung von Zootieren.

Dem Artenschutz wird man in Schutzgebieten und Refugien besser gerecht. Und das Geld, das aus öffentlicher Hand in den Unterhalt von Zoos fliesst, übersteigt den finanziellen Beitrag der Zoos an den Artenschutz wohl um ein Erkleckliches. Die im Rahmen von Zuchtprogrammen einkalkulierten und durchgeführten Tötungen von Tieren (wie etwa der Giraffe Marius im Kopenhagener Zoo) halten den ausgewilderten Exemplaren mehr als die Waage. Aus diesen Gründen ist der Zoo unzeitgemäss, ein Auslaufmodell.

Wichtiger noch aber ist, dass wir bessere Lösungen haben, wie beispielsweise Vision NEMO, das multimediale Fenster zum Ozean.

Der bedeutende Verhaltensforscher Donald Griffin, der Entdecker der Echolokation bei Fledermäusen, hat sich einmal ein «Fenster zum Bewusstsein der Tiere» gewünscht. Vision NEMO bietet uns ein multimediales Fenster zum Ozean. Im Unterschied zu Griffins Wunsch kann dieses Fenster heute wirklich geöffnet werden. Wie im Falle der Atomenergie sollten wir solche Alternativen jetzt ins Auge fassen und einen Paradigmenwechsel ansteuern. M.W. ■



Im Rahmen von „Zuchtprogrammen“ einkalkulierte und durchgeführte Tötungen in Zoos. Hier das Giraffenjunge Marius in Kopenhagen, 9. Februar 2014 Bild: zvg

Kleiner Krake hinter Glas

■ Alike Lindbergh

Im Rahmen einer Kampagne zum Schutz der Korallenriffe im Mittelmeer konnte ich vor einiger Zeit eine Serie meiner Bilder im Ozeanographischen Museum von Monaco ausstellen. In einer Pause zwischen zwei Empfängen fand ich mich zur Mittagszeit frei und allein und schlenderte gemächlich, ohne Ziel und Plan zwischen den Aquarien des Museums umher.

Als Einzige betrachtete und bewunderte ich die unbeschreibliche Anmut prächtiger Meerfische und ihr schwereloses Hin und Her vor einer künstlichen Unterwasserwelt, die sich nicht ohne Geschick bemühte, die geheimnisvolle Schönheit der Tiefsee nachzuahmen. Aber trotz des scheinbar so märchenhaften Schauspiels wurde mir das Herz schwer, wusste ich doch, dass die traumhafte Kulisse ein Gefängnis war und dass die Tiere, die schwankenden Blumen gleich, schillernd und funkelnd in den beleuchteten Wassertanks auf und ab schwebten, samt und sonders zu einem frühen Tod verurteilt waren.

Vielen von uns wird das Herz schwer, wenn sie sehen, wie Papageien oder Affen, deren Lebensraum die Baumkronen der Urwälder sind, einzeln in Käfigen sitzen; wie Elefanten, die in freier Wildbahn täglich bis zu 80 Kilometern wandern, in Zoos tagein, tagaus kopfwiegend auf einem sandigen Viereck herumtreten; oder wie Goldfische in einer Plastiktüte unaufhörlich im Kreise schwimmen...

Wohl waren hier im ozeanographischen Museum die Container besonders verführerisch gestaltet, doch nach eini-

gen Minuten der Betrachtung fiel mir trotz der trügerischen Darstellung und des schönen Scheins dieser Zauberwelt auf, dass die Aquarien dem menschlichen Auge Fläche boten, aber ihren Bewohnern keine Tiefe! Diese Bühne in all ihrem Glanz diente ausschließlich dem visuellen Vergnügen des Menschen: sie war nicht mehr als eine Vitrine, in der schöne Gegenstände ausgestellt wurden.

Doch Tiere sind keine Gegenstände, und jedes Tier ist ein fühlendes, auf seine Art denkendes Wesen. Und alles, was für uns ein Käfig ist, sei dieser nun grau oder golden, ist auch für das Tier ein Käfig.

Ich war im Begriff, mich mit diesem bedrückenden Gedanken abzuwenden, als eine anmutige Bewegung in einem besonders winzigen Aquarium mich stoppte. Ein kleiner Krake hatte sich mir genähert, war offensichtlich genau auf mich zugeschwommen, und klammerte sich nun auf gleicher Höhe mit meinem Gesicht von innen an die Glaswand seines Gefängnisses. So schauten wir uns lange an. Auge in Auge. Und nie werde ich die Emotionen vergessen, die von dem seltsamen Geschöpf zu mir herüber strömten. Einer pulsierenden Blume gleich bewegte sich der hin und her wogende Stern seiner Tentakel, langsam, kaum wahrnehmbar, während diese mit allen ihren Saugnäpfen das fremdartige Haupt, den verwirrenden Blick auf der Höhe meiner Augen hielten. Mit quälender Eindringlichkeit spürte ich die Verbindung zwischen diesem Tier und mir, spürte sein Vertrauen,

seine Verzweiflung und seine Hoffnung.

Kraken sind überaus intelligent, zählen zu den Hochbegabten des Tierreichs. Dieses kleine, sehr junge Wesen begriff ganz offensichtlich, dass sein Gegenüber, der sonderbare, zweibeinige Landbewohner, die universelle Sprache der Empathie verstand und seinen stummen Hilferuf hörte. Als ich mich schliesslich abwandte, mit wehem Herzen, unfähig dem Kraken zu helfen, wusste ich, dass diese erschütternde Begegnung sich unauslöschlich in mein Gedächtnis gebrannt hatte. Ich trage ihn für immer in mir, den klugen, unglücklichen kleinen Kraken.

Und es ist mein brennender Wunsch, dass die lebendige Erinnerung an seinen Hilferuf auf irgend eine Weise mithilft, die Menschen zum Verzicht auf Tiergefängnisse für unser Freizeitvergnügen oder für unsere angebliche „wissenschaftliche Umweltbildung“ zu bewegen. Diese Funktion erfüllen heute modernste Technologien mit ihren wundervollen und lebensechten Tier- und Umweltdokumentationen unendlich viel besser. Das Zur-Schau-Stellen von gefangenen

Tieren bringt nicht nur keinen pädagogischen Nutzen, sondern lehrt unsere Kinder und Jugendliche das Schlechteste: die Gleichgültigkeit gegenüber dem Empfinden der Tiere. Vermittelt ihnen die Auffassung, der Mensch könne nach seinem Gutdünken über die lebende Welt verfügen. Lehrt sie die interspezifische Diskriminierung, kurz, die Gleichgültigkeit und die mentale Grausamkeit anderen gegenüber.

Lassen wir nicht länger zu, dass so etwas im Namen von Imperativen geschieht, die ausschließlich von der Wirtschaft bestimmt werden. Denken wir daran: der Handel mit exotischen Tieren ist lukrativer als der Handel mit Drogen.

A.L. ■





Photo: Sam Forwood

Australien

Die alten Riesen von der anderen Seite

Sie sind riesig und uralte; die einsamen, verwilderten Stiere auf dem Franz Weber Territory in Nordaustralien. Natürlich lassen wir sie in Ruhe. Viel Unruhe brachte hingegen ein grosses Buschfeuer im Norden unseres Geländes.

■ Aus dem Tagebuch von Manager Sam Forwood/hpr

Sie wurden nie gezähmt, nie von Menschenhand berührt, haben ihr ganzes Leben in der Wildnis verbracht: die verwilderten Rinder, die bei uns auf dem Franz Weber Territory leben. Diese Nachkommen von Rindern, die einst aus

Farmen und Weiden entkamen, sind in gewissen Regionen Australiens recht häufig. Solche Wildbullen nennen wir «Scrub Bulls».

Auf das abgebildete Prachtexemplar stiess ich mit Sohn Hamish auf einer Inspektions-

fahrt. Plötzlich stand das Kurzhornrind da – allerdings sehr imposant gehört – bei der alten Telegraphenleitung unweit des Cullen-River; ein sehr grosser, sehr alter Bulle. Es gibt einige dieser einsamen Stiere auf unserem Land. Eigentlich sind es ja Herdentiere. Wahrscheinlich wurden sie aber von jüngeren, kräftigeren Bullen aus der Herde verstossen. So verleben diese Einzelgänger denn ihre alten Tage einsam im Busch. Für unsere Schutzbefohlenen, die

Wildpferde, bedeuten sie keinerlei Gefahr, denn sie führen eine völlig andere Lebensweise. Nähern sich ihnen aber Menschen zu Fuss, können die unberechenbaren Tiere jedoch aggressiv und gefährlich werden. So lassen wir sie einfach in Frieden und gönnen ihnen einen ruhigen Lebensabend.

Das grosse Warten auf den Regen

Als ich 1996 im Auftrag der Fondation Franz Weber hier

meine Arbeit aufnahm, gab es noch keine Wildrinder im Franz Weber Territory. Heute schätze ich deren Bestand auf etwa 70. Sie müssen durch beschädigte Grenzzäune eingewandert sein, gemeinsam mit Wildpferden und anderen Tieren von ausserhalb. Mehrere Bäche und Flüsse, die in der Trockenzeit – wie jetzt – versiegen, fliessen von Nord nach Süd durch unser Territory. Während der Regenzeit drückt Hochwasser die Zäune im Flussbereich bisweilen nieder. Bevor der Untergrund trocken genug ist, um das Zaunwerk wieder aufzurichten, gelangen an der Nordgrenze sodann Tiere von ausserhalb ins Gelände, auf der Suche nach frischem Grünfutter entlang der Wasserläufe. Sind die Zäune nach der Regenzeit im Lauf des Aprils wieder repariert, bleiben die Tiere einfach auf unserem Land.

Wie üblich um diese Jahreszeit, ist es hier in Nordaustralien momentan staubtrocken. Wir hoffen auf eine baldige Ankunft der Regenzeit. Mit etwas Glück erreichen uns die ersten Regengüsse schon im September. Diese dämmen die zurzeit herrschende akute Brandgefahr dann rasch ein. Mit einem grossen Buschfeuer hatten wir nämlich zu kämpfen. Es brach im nördlichen Grenzbereich des Territory aus und war mit grösster Wahrscheinlichkeit absichtlich gelegt worden – von Wildschweinjägern.

Schlimmeres verhindert

Wirklich so ziemlich das Dummste, was man hier im August tun kann, ist Feuer legen. Ich habe denn auch umgehend bei der Polizei von Pine Creek Anzeige erstattet. Hätten wir nicht im April im betroffenen Gebiet mit kontrollierten Feuern Brand-

schneisen gelegt, wäre es viel schlimmer geworden. Brandschneisen sind Streifen, wo durch kontrolliertes Abbrennen vertrockneter Vegetation allfälligen Buschfeuern die Nahrung genommen wird. So sind nur einige Abschnitte zwischen solchen Schneisen den Flammen zum Opfer gefallen. Hilfreich zur Brandbekämpfung war auch unsere Planiermaschine, mit der wir zusätzliche Schneisen zur Eindämmung des Feuers ins Erdreich pflügen konnten. Weiter ist der stets in Bereitschaft stehende, zum Löschfahrzeug umfunktionierte alte Geländewagen der Station zum Einsatz gekommen. So konnten wir das Feuer schliesslich besiegen. Trotzdem sind im Bereich um die Nordgrenze schätzungsweise zehn Quadratkilometer Gras- und Buschland ein Raub der Flammen geworden.

Zurzeit macht nördlich von Pine Creek die dortige Eisenerzmine dicht. Die meisten der 350 Angestellten sind schon entlassen worden. Viele dieser Arbeitslosen sind noch im Ort. Ich hoffe, diese Männer werden bald weiterziehen und woanders einen Job finden. Denn ich muss leider annehmen, dass einige von ihnen das Feuer für die Schweinejagd gelegt haben. ■



Photo: Gabriele Kärcher

Australien

„Liebe Fondation Franz Weber,

jetzt kann ich Sie richtig gut verstehen! Bonrook Station ist ein Stückchen Paradies! Palmen, Vogelstimmen, Sonnenschein - und Ihre wunderschöne Anlage haben mich total in den Bann gezogen. Schon jetzt ganz herzlichen Dank, dass ich hier sein und in Ihrem Gebiet so nah die Wildnis erleben darf! Ganz allein hier zu sein hat seinen ganz besonderen Reiz!

Sam ist ein Engel, er hat mich am ersten Tag mit hinaus genommen und mir ein Teil des FW-Territory gezeigt. Wir haben Pferde, Rinder und Känguru gesehen, ein Krokodil am Billabong planschen hören und Sam hat mich außerdem zu den Höhlenmalereien geführt - unglaublich! Sie haben hier wirklich Schätze!

Gestern nachmittag bin ich alleine zum Billabong gefahren, es war mein Geburtstag, und ich muss sagen, es war vielleicht der schönste, sicher der einzigartigste meines Lebens! Es haben sich Brumbies, eine Gruppe Wildrinder, ein majestätischer Kakadu und unzählige Vogelarten gezeigt. Das Krokodil hat aus der Tiefe gegrunzt - unheimlich!

Ich bin dann heute morgen zum Sunrise wieder hingefahren, die Farben, die Stimmung, die Geräusche - alles einfach atemberaubend!

So viel erst mal von hier! Ganz herzliche Grüsse aus Ihrer Bonrook Station!

Gabriele Kärcher, 31. August 2014“

Gabriele Kärcher ist deutsche Journalistin und Buchautorin. Den Bericht über ihren Aufenthalt auf Bonrook Station lesen wir im Journal Franz Weber 109.

Gnadenhof Equidad

Was ein starker Wille alles bewirken kann

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Das lernen wir von unseren Schützlingen jeden Tag von neuem. Zum Beispiel von Osvaldo und Altanero. Die beiden befreundeten Pferde haben Unbeschreibliches durchgemacht – und strotzen trotzdem vor Lebenswillen und Liebesswürdigkeit.

■ Alejandra García (Text und Bilder)

Harte Arbeit. Tag für Tag. Auf unserem Grundstück in der argentinischen Provinz Cordoba zeigt sich, wie viel geleistet werden kann und wie viel ein starker Wille bewirkt. Die von unserem Team in Argentinien geretteten Pferde und Esel sind uns ganz besondere Lehrmeister darin. Jedes dieser Tiere hat eine schwere Leidensgeschichte hinter sich. Dennoch beweisen sie alle grosse Stärke, wenn es darum geht, ihre Vergangenheit zu bewältigen. In einem Tierreservat zu leben ist ein tiefgehendes emotionales Erlebnis und gleichzeitig eine Lebensweise, die täglich zu harter Arbeit verpflichtet. Doch die Dankbarkeit der Tiere und ihre Kraft zur Genesung belohnen jede Mühe. Aus jeder einzelnen dieser bewegenden Geschichten schöpfen wir Kraft und Motivation. Sie sind das Fundament für den weiteren Aufbau eines Paradieses, das auf Respekt und Würde beruht. Eine neue Heimat für Pferde, Esel und auch andere Tiere, von schwerem Los befreit.

Respekt der Einheimischen

Die wunderbare Landschaft und die unendliche Weite Argentiniens sind gleichzeitig sehr gefährlich für Tiere. In ländlichen Gebieten werden die Tiere fast ausnahmslos als

bloße Arbeitsmittel zur Erwirtschaftung von Erträgen betrachtet. Sinkt die Leistungsfähigkeit, enden sie auf der Schlachtbank. So wundern sich viele Bewohner ländlicher Gebiete, was denn ein Reservat überhaupt sei, was wir hier tun und welchen Sinn es macht, Tiere aufzunehmen, die keinen Ertrag mehr abwerfen. Nachdem wir nunmehr ein Jahr hier leben und arbeiten, sind wir als «Pferderetter» bekannt. Allmählich genießen wir auch einen gewissen Respekt bei vielen Bewohnern des Gebiets. Inzwischen holen sie uns sogar zu Hilfe, wenn ihre Pferde krank sind. Wir können ihnen dann wiederum zeigen, wie man die Tiere richtig behandelt, ernährt, ihre Hufe pflegt und vieles mehr. Oft stellen wir ihnen sogar Medikamente zur Verfügung. Sehr zu unserer Freude kommen auch Kinder aus der Gegend vorbei. Sie kennen die Tiere beim Namen, fragen nach ihnen, streicheln sie stundenlang und entwickeln so natürlich eine Beziehung zu ihnen.

Eine bessere Welt

Es ist nicht einfach, von der Stadt aufs Land zu ziehen. Die sozialen Strukturen hier sind verschlossen – «Ausländer» werden als Eindringlinge be-



Von schwerem Los befreit



Osvaldo, weiss, und Altanero, schwarz: die Unzertrennlichen



Im Paradies von Equidad

trachtet. Umso mehr freuen wir uns darüber, diese unsichtbare Mauer der Skepsis mittlerweile abgebaut zu haben. Wir werden als feste Mitglieder der Gemeinde akzeptiert, ja sogar zu Familienfesten eingeladen – bewegende, herzerwärmende Gesten.

All das haben wir unseren lieben Bewohnern zu verdanken. Sie, die Tiere, sind der Motor für unsere Integration. Mehr und mehr ziehen sie Menschen an, die sich den Gnadenhof ansehen möchten. Es bewegt zu sehen, wie viel Neugierde und Interesse die Ankunft jedes

neuen Tieres mittlerweile weckt. Anwohner stehen am Zaun und fragen: «Dieses Pferd ist doch neu hier. Was fehlt ihm denn?» Diese Anteilnahme ist uns Zuversicht: eine bessere Welt ist möglich!

Altanero lebt

So blieb auch die Ankunft von Osvaldo und Altanero nicht unbemerkt. Die beiden Pferde gehörten Kutschern aus Tucumán im Norden Argentiniens. Seit dem Tag, an dem sie sich kennengelernt haben, sind Osvaldo und Altanero unzertrennlich. Beide haben eine sehr schmerzliche Vergangenheit – die sie jedoch bereits hinter sich gelassen haben. Nicht immer können Pferde vergessen, was sie durch Menschen erfahren haben – Gutes oder Schlechtes. Naheliegender, dass bei den Tieren, die bei uns landen, das Schlechte leider überwiegt.

Altaneros Geschichte gleicht einem Drehbuch: Wieder einmal zog der gebrechliche, in die Jahre gekommene Wallach (er zählt bestimmt über 20 Lenze) mühsam einen Müllkarren durch die Strassen von Tucumán. Ein Autolenker übersah das Fuhrwerk abends auf seiner Runde durch die Innenstadt – es kam zum Unfall. Einziges Opfer: Altanero.

Unbändiger Lebenswille

Das Pferd lag mit gebrochenem rechtem Vorderlauf und einem verwundeten Auge auf dem Pflaster. Ein von Passanten gerufener Tierarzt entschied, das Tier sei einzuschläfern. Dann – der Tierarzt hatte sich bereits entfernt – erreichten einige Tierschützer die Unfallstelle. Auch sie sahen keine Rettung für das Pferd und begannen es zu streicheln, um es mit Nähe und tröstenden Worten beim Sterben zu begleiten.

Als sie nach einer Weile den Kopf des Pferdes berührten, at-

mete es noch immer, wenn auch schwach. Sie baten die Nachbarn um Wasser und Zucker und flössten dem Tier eine Mischung davon ein. Altanero gab nicht auf. Altanero wollte leben! Und sein unbändiger Wille siegte. Vor den verblüfften Passanten, die ihn umringten, rappelte sich Altanero auf. Sofort wurde er zum Haus einer Aktivistin gefahren und dort behandelt, geheilt und rehabilitiert. Altanero lebt! Und hat sich gut erholt. Nun verbringt der betagte Überlebenskünstler sein Leben im Reservat – zusammen mit einer Herde von Pferden, die uns beständig lehren, was die Worte Liebe und Miteinander bedeuten.

Weggeworfen wie Abfall

Anderes Pferd, ähnliches Schicksal. Auch Osvaldo, ein grosses, weisses, liebevolles Prachtpferd erlitt – genau wie Altanero – in Tucumán einen Bruch am Vorderlauf. Wer auch immer dieses wunderbare Tier benutzte, entsorgte es wie einen defekten Gebrauchsgegenstand auf der Mülldeponie. Osvaldo wurde von denselben Aktivisten entdeckt, die auch Altanero gerettet hatten. Ausgemergelt und an entzündeten Wunden leidend, stöberte er nach essbarem Müll. Sofort brachten seine Retter ihn dahin, wo sich schon Altanero befand. Freunde fanden sich. Ihre kameradschaftliche Beziehung ist uns allen Vorbild.

Nach ihrer vollständigen Genesung kamen die beiden also zu uns auf den Gnadenhof. Es ist schwer in Worte zu fassen, was geschieht, wenn ein Pferd unseren Boden betritt – dieser Ausdruck – Augen, die alles auf einmal erfassen möchten; Regungen der Dankbarkeit und des Glücks. Altanero und Osvaldo sind nur zwei Fälle unter Tausenden in Argentinien. Die Nutzung von Zugtieren zur Müll-



Die Ankunft jedes neuen Tieres erweckt zunehmende Neugierde und Interesse

sammlung in den Städten ist hier vorderhand noch erlaubt. Zum Glück kommen wir voran, diese Praktiken auszumerzen, mit politischer Arbeit bei verschiedenen Behörden. Denn diese Behörden müssen schliesslich die immer notwendiger und dringender werdenden Gesetze verabschieden.

Die Zukunft von Equidad

Neben allen unseren Einsatzbereichen arbeiten wir für die Fondation Franz Weber nun auch an einem Erziehungsprojekt. Damit wollen wir das Problem an den Wurzeln packen: Respekt für die Tiere. Gemeinsam mit der Initiative CoPPA (Abkürzung wofür?) und der Australian Catholic University haben wir ein Bildungsprojekt ins Leben gerufen, mit Kindern und Jugendlichen der Stiftung Sierra Dorada in Córdoba, die bereits Schlimmes erleben mussten (Opfer von Misshandlung und Missbrauch). Die Initiative CoPPA setzt sich aus einer Expertengruppe zur Vorbeugung von Missbrauch zusammen, mit Fachleuten aus Psychologie, Psychiatrie, Soziologie, Pädagogik und Menschenrecht. Sie verschreibt sich dem Ziel, besonders verwundbare Gemeinschaften, Gruppen und Einzelpersonen in Lateinamerika zu unterstützen und schützen.

Hier sehen wir, wieviel Mitgefühl Kinder entwickeln können, auch wenn ihnen nie jemand Wärme entgegengebracht hat. Wir arbeiten an den Wurzeln der Gesellschaft von morgen – und unsere Pferde und Esel sind die besten Lehrer, die wir dabei haben können.

Darüber hinaus sind wir natürlich weiter beständig daran, die vorhandene Infrastruktur zu verbessern und auszuweiten. Da das Projekt stetig wächst, müssen Ställe erweitert, Zäune gezogen, mehr Tränken, grössere Flächen für die Pferde und neue Stellplätze für Tierbehandlungen geschaffen werden. Nur so können wir garantieren, dass alle optimal versorgt sind und gesund und glücklich leben können. ■



Osvaldo



Ein Vermächtnis zugunsten der Tiere



Unsere Arbeit ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter

sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus noch den Tieren zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen der Fondation Franz Weber zu gedenken. Der Satz in Ihrem eigenhändigen Testament: «Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____» kann für unzählige Tiere die Rettung bedeuten.

Bitte beachten Sie

Damit ein solcher Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Das eigenhändige Testament muss eigenhändig vom Testamentgeber geschrieben sein. Dazu gehört

auch die eigenhändige Nennung des Ortes und des Datums sowie die Unterschrift.

In ein solches Testament ist einzufügen:

«Vermächtnis.
Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____».

Um sicherzugehen, dass das eigenhändige Testament nach dem Tode nicht zum Verschwinden kommt, ist zu empfehlen, das Testament einer Vertrauensperson zur Aufbewahrung zu übergeben.

2. Wer das Testament beim Notar anfertigt, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der Fondation Franz Weber ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein Testament erstellt hat, muss dieses nicht unbedingt ändern, sondern kann einen Zusatz von Hand schreiben:
«Zusatz zu meinem Testament:
Ich will, dass nach meinem Tode der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, Fr. _____ als Vermächtnis ausbezahlt werden. Ort und Datum _____ Unterschrift _____»
(alles eigenhändig geschrieben).

Viele Tierfreunde sind sicher froh zu wissen, dass durch ein Vermächtnis an die steuerbefreite Fondation Franz Weber die oft sehr hohen Erbschaftssteuern wegfallen.

Spendenkonten

FONDATION FRANZ WEBER

CH-1820 Montreux

CCP 18-6117-3

IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

Landolt & Cie

Banquiers

Chemin de Roseneck 6

1006 Lausanne

Konto:Fondation Franz Weber - "Legs"

IBAN CH06 0876 8002 3045 0000 2



Auskunft FONDATION FRANZ WEBER

Case postale, CH-1820 Montreux, Tel. 021 964 42 84 oder 021 964 24 24, Fax 021 964 57, E-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch

Robbenjagd

Endlich bewegt sich die Schweiz auf ein Verbot für Robbenprodukte zu

Das wurde auch Zeit: Mit dem aktuellen Entscheid des Ständerats bewegt sich die Schweiz auf ein konkretes Importverbot von Robbenprodukten zu. In der EU gilt ein solches schon seit Jahren – auch dank dem Engagement der Fondation Franz Weber.

■ **Hans Peter Roth**

Der Ständerat hat endlich entschieden: er schliesst sich dem Nationalrat und der Mehrheit der Schweizer Bevölkerung an und verbietet Import und Handel von Robbenprodukten in der Schweiz. 2011 hatten rund 100'000 Menschen eine Petition der Fondation Franz Weber (FFW) und von OceanCare unterschrieben. Ebenfalls 2011 hatte Nationalrat Oskar Freysinger eine Motion in diesem Sinne eingegeben, die der Nationalrat mit 132 zu 26 Stimmen annahm. Doch der Ständerat zögerte eine Entscheidung hinaus, um die Bekräftigung des von der EU beschlossenen Handelsverbots durch die Welthandelsorganisation WTO abzuwarten.

EU ging mit dem Banner voran

Seit 2010 hat die EU die Einfuhr von Robbenerzeugnissen auf ihrem Gebiet verboten. Dies ist der Arbeit der FFW entscheidend mit zu verdanken. Es war 2006, als Vera Weber Vertreter internationaler Medien und den EU-Parlamentarier Carl Schlyter auf das Packeis vor Labrador flog. Dort wurden die Anwesenden Zeugen unvorstellbarer Grausamkeit bei der massenhaften Abschachtung von Robbenbabys.

In der Folge legte Carl Schlyter gemeinsam mit vier weiteren EU-Parlamentariern eine Erklärung vor, die eine Ausweitung des EU-Importverbots auf sämtliche Robbenprodukte verlangte. Eine deutliche Ratsmehrheit unterschrieb sie. So trat im Mai 2009 ein EU-Embargo in Kraft. Dagegen reichte aber Kanada, unterstützt von Norwegen, vor dem Welthandelsgericht Klage ein. Die Welthandelsorganisation WTO wies diese 2013 zurück. Mit ihrem Rekurs sind die beiden Trotznationen im Mai dieses Jahres nun in letzter Instanz abgeblitzt.

Was lange währt ...

... Wird endlich gut. Die Bekräftigung des EU-Embargos durch die WTO ist von wegweisender Bedeutung: sie ermöglicht Handelsbeschränkungen aufgrund moralischer Erwägungen wie beispielsweise des Tierschutzes. Vorbehaltlich einiger technischer Regelungen, die noch dem internationalen Handelsrecht anzupassen sind, ist die WTO also der Auffassung, dass ein Verbot von Robbenprodukten angemessen ist. Während die EU für die Anpassung besagter Regelungen eine Frist bis zum 18. Oktober 2015 einräumt, bleibt das EU-Importverbot in seiner derzeitigen Form in Kraft.

Für die Schweiz hat der Entscheid, den der Ständerat nach langem Zögern Mitte September endlich gewagt hat, eine unmittelbare Wirkung: Das Schweizer Recht wird sich in dieser Frage am EU-Recht ausrichten. Der leicht angepasste Motionstext muss zur Bestätigung von der kleinen Kammer nochmals zurück an den Nationalrat. Mit der Umsetzung der Rechtsvorschriften wird zugewartet, bis auch die EU einige technische Bestimmungen WTO-konform gemacht hat.

Lohn der Arbeit

Schon seit den 1970er-Jahren kämpft die FFW gegen die Robbenjagd. Franz Weber hatte damals Brigitte Bardot als Zeugin der sich jährlich wiederholenden Grausamkeiten nach Ka-

nada mitgenommen. Gemeinsam lancierten sie in Kanada und weltweit eine Grosskampagne zum Schutz der Robbenbabys. Diese mündete 1983 in einen EU-Einfuhrstopp für Felle von weissen, noch unter drei Wochen alten Robbenbabys. Die industrielle Robbenjagd an Kanadas Ostküste wurde während 12 Jahren eingestellt, Mitte 90er Jahre aber mit neuer Brutalität gegen Robbenbabys ab drei Wochen wieder aufgenommen. «Auch diesen Frühling fielen den Robbenschlächtern wiederum deutlich über 50'000 Tiere zum Opfer», beklagt Vera Weber. «Doch heute wird unsere Arbeit belohnt. Unser so langfristiges und zähes Ringen wird auch in der Schweiz endlich zum Sieg führen!», freut sich die Präsidentin der FFW. ■





Die Elefanten und die Fondation Franz Weber

■ Vera Weber

Alarm im Hauptquartier

Togo, Sokodé-Stadt, August 2014; Anruf um sechs in der Früh. Unweit der Brigade von Bounako nördlich des von uns verwalteten Nationalparks Fazao-Malfakassa sind zwei Elefanten gesichtet worden! Sourakatou Ouro-Bangna, seit März neuer Parkdirektor, und ich machen uns sofort auf den Weg. Eine halbe Stunde später treffen wir im Gehölz und hohen Gras der Regenzeit die drei Wächter, die uns alarmiert haben. Einer der Männer ist von einem Elefanten regelrecht aufs Korn genommen worden. Der Schreck sitzt ihm sichtlich noch in allen Knochen, doch er mimt Kühnheit und führt uns todesmutig ins Dickicht.

Seit nunmehr 24 Jahren betreut und finanziert die Fondation Franz Weber (FFW) den Nationalpark Fazao-Malfakassa im westafrikanischen Togo. Mit seiner einzig-artigen Artenvielfalt und Topografie ist er ein togolesisches Nationalerbe erster Güte. Zudem beherbergt der Park

mit rund hundert Individuen den letzten Teil der einst reichen Elefantenpopulation Togos.

Auf den Spuren der Waldelefanten

Die seltenen Waldelefanten sind nicht leicht zu beobachten – schon gar nicht in der Regenzeit. Umso entschlossener bin ich, sie zu finden und mit schönen Fotos in die Schweiz zurückzukehren. Einmal mehr will ich zeigen, wie aussergewöhnlich und kostbar diese Elefanten sind.

Es folgt eine Pirsch, wie sie im Buche steht. Offensichtlich sind sie uns nicht weit voraus. Geknicktes Gras, niedergedrücktes Gebüsch, Dung, imposante Fussabdrücke und ab und zu ein Hauch ihres aufregenden Geruchs weisen uns den Weg, dem wir folgen, über Stock und Stein, so rasch wir können. Noch immer haben sie einigen Vorsprung. Nach zwei Stunden erreichen wir ein Wasserloch. Die Elefanten waren da! Sie haben hier Zwischenhalt gemacht, haben getrunken, sich mit dem Rüssel abgeduscht und sind dann

gleich wieder los. Eine weitere Stunde folgen wir ihnen atemlos durch den Dschungel. Noch immer nichts. Ich gebe auf. Mit einem halb versteckten Lächeln gegenseitigen Verständnisses bitte ich den Wegführer zur Umkehr. Die Elefanten von Fazao-Malfakassa wissen sich eindeutig bestens vor den Menschen zu verbergen, was auch immer diese im Schilde führen! Durch diese Erkenntnis trotz der Enttäuschung mächtig erleichtert, kehre ich mit Sourakatou nach Sokodé zurück. Meine Begegnung mit den Elefanten von Fazao verschiebe ich aufs nächste Mal...

„Dreifuss“

Der Einsatz der FFW zum Schutz der Elefanten baut auf drei Säulen. Erstens auf dem handfesten und effizienten Schutz der letzten Elefanten von Togo, wie auch der Unterstützung gezielter Einsätze gegen die Wilderei in Kamerun und der Demokratischen Republik Kongo. Zweitens beteiligt sich die FFW aktiv an der Konvention über den internationalen

Handel mit gefährdeten Arten (CITES), um die Vertragsstaaten zum überfälligen, endgültigen Totalverbot für den Elfenbeinhandel zu drängen. Zudem sind wir Partner der Koalition für den Afrikanischen Elefanten. Diese umfasst 20 Länder, die überzeugt sind, dass nur ein vollständiger Elefantenschutz einschliesslich eines Elfenbein-Handelsverbots die grauen Riesen vor dem Aussterben bewahrt. Zum Dritten führt die FFW öffentliche Sensibilisierungskampagnen durch. Denn wo die Käufer fehlen – und seien sie noch so unbedeutend – gibt es keinen Handel mit Elfenbein.

Symbol der Hoffnung im Park von Fazao

Ein langwieriger Prozess; der Druck der Abnehmerländer China und Japan und auf der Anbieterseite vor allem von Südafrika, Namibia, Zimbabwe und Botswana bleibt sehr stark. Die Einsätze sind hoch. Umso mehr bleiben die FFW und ein grosser Teil weiterer Organisationen überzeugt, dass das Elfenbein seine kommerzielle Anziehungskraft verlieren muss, wenn wir den Fortbestand der Elefanten gewährleisten wollen. Andere Einkommensquellen sind zu schaffen. *Niemand braucht Elfenbein!*

In Togo beispielsweise unterstützen wir die Anrainerbevölkerung des Nationalparks Fazao-Malfakassa mit nachhaltigen Projekten wie der Imkerei, dem Bau einfachster Solaröfen, der Schaffung von Marktgärten und in naher Zukunft der Beherbergung von Parkbesuchern bei lokalen Gastfamilien.

Die hoffnungsvolle Geburt eines Elefantenbabys im Juli im Süden des Parks beflügelt uns. Dies ist nicht das Ende der Elefanten. Das erwachende weltweite Bewusstsein wird Afrikas Wahrzeichen retten. Wir alle machen es wahr; Ihr alle seid Teil davon! ■

Stierkampf

Offener Brief an Frankreichs Staatspräsidenten, François Hollande

Viel wurde erreicht mit der Kritik der UNO an Portugals Kinderschutzpolitik. Diese betrifft den Stierkampf und erfolgte nach Unterbreitung eines brisanten Berichts der Fondation Franz Weber zuhanden der UNO. Nun steht auch die Stierkampf-Nation Frankreich in der Pflicht.

Durch die Urteile und Empfehlungen der UNO-Konvention über die Rechte des Kindes zuhanden von Portugal hat die Fondation Franz Weber mit ihrer Kampagne «Kinder ohne Gewalt» sehr viel erreicht. Es ging dabei um die Stierkampf-Politik des iberischen Landes. Die Ergebnisse dieser Arbeit wirken sich nun auch auf Frankreich aus. Sie stossen den sozialen, akademischen und juristischen Sektor der Grande Nation zu verstärktem Handeln an. In einem offenen Brief an Frankreichs Staatspräsidenten François Hollande und einige seiner Minis-

ter machen Experten der Bereiche Psychiatrie, Sozialpsychologie, Menschenrechte und Kindheit ihre Besorgnis hinsichtlich der Situation in Frankreich deutlich und verleihen der Position der UNO Kinderrechtskonvention Nachdruck. Sie wünschen namentlich zu erfahren, welche Massnahmen die Regierung Hollande zum Schutz von Minderjährigen vor Stierkämpfen vorsieht. Die nachstehenden Auszüge aus ihrem Schreiben vom 11. August 2014 unterstreichen die Dringlichkeit ihres Anliegens – das ein Anliegen der gesamten menschlichen Gesellschaft ist.



Kinder in Ausbildung zur Tierfolter (Bild: zvg)

Wortlaut des Schreibens vom 11. August 2014:

Herr Präsident

Herr Premierminister

Frau Justizministerin

Frau Ministerin für Sozialwesen und Gesundheit

Frau Ministerin für Kultur und Kommunikation

Am 5. Februar 2014 hat der Ausschuss für die Rechte des Kindes (CRC, Committee on the Rights of the Child, zuständiges Organ der Vereinten Nationen für die Einhaltung der 1990 von Frankreich ratifizierten Konvention betreffend die Rechte des Kindes) seinen Bericht über Portugal vorgelegt. Der Begriff „Kind“ bezieht sich in der Konvention auf alle Minderjährigen unter 18 Jahren.

Die Fondation Franz Weber hatte das CRC, bestehend aus 18 unabhängigen Experten, auf die Problematik des Stierkampfes hinsichtlich einer Verletzung der Konvention aufmerksam gemacht.

In seinem Bericht äussert sich das CRC „besorgt um die physische und geistige Gesundheit von Kindern, die als Stierkämpfer ausgebildet werden und den damit verbundenen Corridas beiwohnen, sowie um die geistige Gesundheit und den emotionellen Zustand der kindlichen Zuschauer, die der Brutalität von Stierkämpfen ausgesetzt werden“.

„Mit Blick auf ein zukünftiges Verbot der Teilnahme von Kindern an Stierkämpfen lädt der Ausschuss die Mitgliedstaaten dringend ein, die notwendigen legislativen und administrativen Massnahmen zu ergreifen, um alle Kinder, die zu Stierkämpfern ausgebildet und als Stierkämpfer eingesetzt werden, sowie diejenigen Kinder, die diesen Kämpfen als Zuschauer ausgesetzt werden, zu schützen.“ So wird namentlich Portugal aufgefordert, das gesetzliche Mindestalter zur Teilnahme an Corridas und zum Zutritt zu Corridas zu erhöhen.

Anlässlich der Stierkämpfe in Portugal rammt ein berittener Stierkämpfer während der ersten zwei Drittel der Veranstaltung Speere, sogenannte „Farpas“, sowie mit Fähnchen bestückte Holzspiesse in den Körper des gepeinigten Stieres. Diese Veranstaltungen gelten als weniger grausam als die spanischen Stierkämpfe, da der Stier nicht vor den Augen der Zuschauer getötet wird.

Und der Ausschuss „ermahnt den Mitgliedsstaat dringend, Sensibilisierungskampagnen betreffend die physische und emotionale Brutalität in Stierkämpfen und deren Auswirkungen auf Kinder durchzuführen“.

Wir unterstreichen insbesondere den Standpunkt des CRC, dass im Fall der Stierkämpfe, wie in vielen anderen Bereichen, das Kindeswohl schwerer wiegt als die Verantwortung der Eltern, und dass der Staat hier einzugreifen hat. Dieser Grundsatz wurde bereits im Bericht Kriegel aufgestellt, der im Jahre 2002 dem französischen Kulturminister vorgelegt wurde: „Im Fall, dass die Freiheit eines Erwachsenen gegen den Schutz eines minderjährigen Kindes steht, muss der Schutz des Kindes überwiegen.“

Wir teilen vollumfänglich die Besorgnisse des CRC sowie zahlreicher Sachverständiger der anderen Länder, in denen Stierkämpfe stattfinden. Und es versteht sich von selbst, dass sich diese Besorgnisse nicht allein auf die Corrida in Portugal beziehen, wo der Stier fern von den Blicken des Publikums abgestochen wird, sondern erst recht auf die spanische Corrida, deren letztes Drittel ausschliesslich der Tötung des Stieres zur Unterhaltung der Zuschauer gewidmet ist. Diese öffentlichen Tötungen werden in elf Departementen Südfrankreichs praktiziert. Seinen Bericht über Frankreich wird das CRC im Oktober 2015 vorlegen.

Wir möchten Sie heute ausdrücklich fragen, welche reglementarischen Massnahmen Ihre Regierung bis dahin in Berücksichtigung der vom Ausschuss deutlich formulierten Empfehlungen umzusetzen gedenkt, um Minderjährige vor Stierkämpfen zu schützen.

1) Welches Mindestalter plant die Regierung festzusetzen:

- für die Anmeldung in sogenannten „Stierkampfschulen“?
- für die Teilnahme an blutigen Stierkämpfen, einschliesslich der „Becerradas“(*) und der „Novilladas“?(*)
- für den Eintritt zu den blutigen Stierkampfveranstaltungen, wofür es kein Mindestalter gibt, sondern Minderjährige zwischen 8 und 16 oft sogar freien Eintritt haben?

2) Wird die Regierung weiterhin Stierkampfschulen zulassen wie bis anhin, obwohl es das Ziel dieser Schulen ist, Kinder bereits unter 10 Jahren dazu auszubilden, «Banderillas» in lebende Tiere einzusetzen und Kälber zu töten?

3) Welche Möglichkeiten zur Kontrolle der Anwerbung von Kindern, wie zum Beispiel im Rahmen von Kinderveranstaltungen während der «Ferias» oder ausser-schulischen und sogar schulischen Aktivitäten (Basteln von Plakaten, Vorträge, Ausstellungen, Ausflüge unter dem Thema Stierkampf, Einladung von Matadoren...) wird die Regierung nutzen?

4) Welche Massnahmen plant die Regierung, um die Bürger für die mit Stierkämpfen verbundene physische und emotionale Gewalt und deren Auswirkungen auf Minderjährige zu sensibilisieren? »

Die Unterzeichner des Schreibens :

Dr. Jean-Paul RICHIER, im Krankenhaus praktizierende Psychiaterin, Koordinatorin des Zusammenschlusses PROTEC (<http://www.collectif-protec.fr/>)

Prof. Laurent BÈGUE, Professor der Sozialpsychologie an der Universität Grenoble, Direktor des humanwissenschaftlichen Zentrums MSH-Alpes, Ehrenmitglied des IUF, Mitglied des Wissenschaftsausschusses der Ministerdelegation gegen Gewalt im schulischen Umfeld.

Prof. Jacques LEROY, Professor für Recht an der Universität von Orléans, Ehrendekan.

Prof. Jean-Pierre MARGUÉNAUD, Professor für Recht an der Fakultät für Recht und Wirtschaftswissenschaften von Limoges, Forscher am Europäischen Institut für Menschenrecht der Universität Montpellier.

Prof. Hubert MONTAGNER, Doktor der Wissenschaften, Universitätsprofessor in Ruhestand, früherer Forschungsdirktor an der Forschungs- und Entwicklungseinrichtung INSERM, früherer Direktor der Arbeitsgruppe «Infancia Inadaptada» der INSERM

(*) Berrecada = Kälberstechen. Novillada = Unterweisung von Kindern und Jugendlichen im Foltern und Töten von Stieren. Öffnen Sie GOOGLE, tippen Sie „Berrecada“ und gehen Sie auf „Bilder“ oder „Images“. Dasselbe für „Novillada“.

Der Stierkampf entehrt Europa

Äusserst befremdlich, erschreckend und im öffentlichen Bewusstsein wenig bekannt, dass nebst Spanien und Portugal auch in Frankreich der tödliche Stierkampf noch immer praktiziert und zelebriert wird, in immerhin elf Departementen im Südwesten des Landes. Mehr noch: 2011 erklärte das französische Kultusministerium unter der Regierung des damaligen Präsidenten Nicolas Sarkozy die Corrida gar zum nationalen Im-

materiellen Kulturerbe. Tierfolter zur öffentlichen Ergötzung des Publikums als nationales «Kulturerbe» unseres westlichen Nachbarn? Nur schwer zu fassen im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts und vielmehr eine Schande für die «Grande Nation» und die gesamte EU. Zum Glück steht den Stierkampffanatikern auch in Frankreich eine starke und wachsende Anti-Stierkampfbewegung gegenüber. Redaktion

Was hat Bevölkerungswachstum mit Naturschutz zu tun?

Solange die Politik auf «Wachstum» setzt, bleiben Nachhaltigkeits-Beteuerungen hohle Phrasen. Denn das Wachstum von Bevölkerung, Konsum, Verschleiss, Verkehr und so weiter, hebt jede ökologische Einsparung gleich wieder auf.

■ Alec Gagneux *

Seit meiner Geburt (1959) hat sich die Weltbevölkerung – auf 7,3 Milliarden Menschen – mehr als verdoppelt. Von der ersten zur zweiten Milliarde dauerte es 130 Jahre. Momentan wächst die Menschenzahl alle 13 Jahre um eine Milliarde! Hinter diesen unvorstellbaren Zahlen verbergen sich lebendige Schicksale. Die meisten Medien, Politiker/innen, Wirtschaftsleute und Priester behaupten, wir hätten noch genügend Platz auf unserem Planeten – vor allem in Afrika. Gerade Afrika verdoppelt sich aber in den nächsten 35 Jahren.

RE-agieren lautet die Symptom-Devise: Verdichtetes Bauen, grüne Technologie, Hilfs-Business etc. werden als Lösungen angepriesen. Doch das Wachstum macht deren Einsparungen zunichte: Gemäss Studien sollten wir in den nächsten 50 Jahren mehr Nahrungsmittel erzeugen, als die ganzen 10'000 Jahre zuvor. Exponentielles Wachstum gibt es zwar in der Natur auch – beispielsweise bei Krebs: die Zellen verdoppeln sich immer in gleichen Zeitabständen 2-4-8-16-32-64-fach usw. Da wir dies aber nicht be-

obachten können, ist es schwierig, das Geschehen wahrzunehmen. Doch am Ende ist der Körper vom Krebs-Wachstum aufgeessen...

Ökostadt Masdar City (Abu Dhabi)

Vor einigen Jahren wurde Masdar als die Lebenszone vorgestellt, in der Menschen im Gleichgewicht mit der Natur leben können. 2015 hätte die Stadt für 50'000 Menschen bereit stehen sollen. Der Termin wurde nun auf 2025 verschoben. Täglich lebt aber eine Genfer Bevölkerung (rund 230'000 Menschen) mehr auf Erden – also müssten täglich fünf Masdars eingeweiht werden. Was Analysen bezüglich Demographie häufig ausser Acht lassen, sind die vielen ungewollten Schwangerschaften weltweit. Die meisten armen Frauen haben mehr Kin-

der, als sie ursprünglich wollten. Viele wissen nicht, wie sie in Zukunft ihr Kind ernähren sollen. So werden jedes Jahr 40 Millionen Kinder abgetrieben.

Da ein Drittel aller Schwangerschaften ungewollt sind, könnte die Weltgemeinschaft emphatisch dafür sorgen, dass möglichst nur noch Erwünschte geboren werden. Für Prävention aber werden die Mittel knapp gehalten. Die UNO beklagt, dass über 220 Millionen Frauen keinen Zugang zu angemessener Aufklärung und Verhütung haben. Wem das Menschenrecht auf Familienplanung fehlt, hat keine reproduktive Selbstbestimmung! Stünden gemäss UNO etwa vier Milliarden Franken mehr für sexuelle Rechte zur Verfügung, könnten alle Menschen wählen, wann sie Nachkommen haben wollen und wann nicht. Vier Milliarden – ein Klacks im Vergleich zu den Bankrettungen.

Fehlende Prävention

«Unsere Wirtschaft ist weitgehend auf Wachstum ausgerichtet. Sie rechnet mit einer andauernden Zunahme der Bevölkerung ...» Dieses Zitat stammt aus einem WWF-Heft von 1971. Der WWF schlug damals 44 Punkte für den Umweltschutz vor. Erster Punkt war: «Begnüge dich mit zwei Kindern. Wenn du unbedingt mehr als zwei haben willst, so adoptiere die weiteren oder nimm Pflegekinder auf. Auch eine allzu rasche Generationenfolge ist nicht wünschbar.» Keine Organisation getraut sich heute noch, solche



In der Schweiz geht weiterhin jede Sekunde mehr als ein Quadratmeter Land durch Überbauung verloren. Starkes Bevölkerungswachstum verstärkt noch den Trend.

Bild: zvg

Empfehlungen zu geben. Denn die meisten Politiker, Prediger und Ökonomen wollen mehr Leute – das bringt mehr Konsum, Umsatz, Steuern, kurzfristige Einnahmen für unsere Altersvorsorge, etc.

Experten beschwichtigen, der Geburtenüberschuss nehme prozentual jetzt schon ab; noch vor dem Jahr 2100 werde sich die Bevölkerung zwischen 10 und 12 Milliarden stabilisieren.

Dass wir nicht ewig weiterwachsen können, weiss jedes Kind. Zukunftsstatistiken berücksichtigen aber das heutige Leiden nicht. Untätig zu sein, ist daher ausgesprochen zynisch, da JETZT 440 Millionen Menschen der Zutritt zu Aufklärung und Verhütungsmitteln vorenthalten wird. Benachteiligte sollen nicht weiterhin diskriminiert werden! Erfüllen wir das Menschenrechtsziel, dass keine Frau mehr ungewollt schwanger werden muss, dann schrumpft das Bevölkerungswachstum pro Jahr von 86 Millionen auf rund 60 Millionen Menschen. Unermesslich viel unnötiges Leid liesse sich mit wenig Aufwand verhindern: 50 Millionen ungewollte Schwangerschaften; 25 Millionen Abtreibungen – jedes Jahr...

11-Millionen-Stadt Schweiz

Wenn alle Völker so konsumieren würden wie wir, dann bräuchte es vier Erden. Wir leben also auf Kosten anderer Länder und der kommenden Generationen. Hätten wir viermal weniger Bevölkerung, wäre unser heutiger Lebensstil schon eher vertretbar. Langfristig können Anreiz-Systeme dafür sorgen, dass die Bevölkerung schrumpft. Unser Konsumverhalten aber müssten wir JETZT vierteln! Da 2015 Wahljahr ist, wird allerdings



Ungebremst wuchernde Industrie und Siedlung im Grünen, als wären die Landreserven der kleinen Schweiz unbegrenzt.

Bild: zvg

von links bis rechts für Sitze gekämpft und nicht für die Natur.

Die Schweiz hat zurzeit ein Bevölkerungswachstum von 1 bis 1,3 Prozent jährlich – vergleichbar mit Indien. Hält der Trend an, werden wir 2050 die 11-Millionen-Stadt Schweiz haben. Können wir so Forderungen der Bundesverfassung wie «Nachhaltige Entwicklung, Verantwortung gegenüber der Schöpfung und künftigen Generationen» erfüllen? Natürlich nicht! Und was tut der Bundesrat? Er rezitiert Jahr für Jahr sein Wachstums-Mantra.

Als ich Bundesrätin Leuthard kürzlich auf den Irr-Sinn des erzwungenen «Immer-Mehr» aufmerksam machte, sagte sie, dass sie qualitatives Wachstum wolle... Tatsache ist indessen: Jedes Jahr verbrauchen wir mehr Ressourcen aus aller Welt. Die schönen Worthülsen unserer Energie-Wachstums-Ministerin verkommen so zu einem Teil der täglichen Verletzung unserer Verfassung, im alleinigen Interesse der sogenannten Wirtschaft.

Jedes Unternehmen feuert Mitarbeitende, die das Gegenteil des Pflichtenhefts umsetzen. Ja, 2015 ist Wahljahr – doch unser Engagement kann und darf sich nicht im Ausfüllen eines Wahlzettels erschöpfen.

** Alec Gagneux bezeichnet sich als Entwicklungsaktivist für Solarenergie, Bevölkerungsfragen und faires Geld. Mit seinem Beitrag vertritt der Gastautor seine freie Meinung. Diese muss sich nicht mit den Positionen der Redaktion und der FFW decken.*



Innerhalb von 50 Jahren hat sich die Weltbevölkerung mehr als verdoppelt.

Bild: zvg

Die Leser haben das Wort

Hoffentlich

Liebe Familie Weber, wenn es Sie nicht gäbe, so müsste man Sie „erfinden“. Worte sind nicht genug, um Ihnen zu danken was Sie alles tun. Gott segne Sie alle! Anbei ein kleiner Beitrag an die Verhinderung des „Ozeaniums“ in Basel, hoffentlich kann das gestoppt werden. Das ist heller Wahnsinn! Die Menschheit ist wirklich am Verblöden... Alles Gute, viel Glück und Erfolg!
B. Remund, 3076 Worb

Eine zuviel

Wir haben dieses Jahr eine Weile auf Mallorca, bzw. in Palma gelebt und haben dort, direkt bei der Stierkampfarena, vor einer Corrida an einer Anti Taurino Manifestation teilgenommen. Leider bewilligt die Stadt Palma unter dem Präsidenten Bauza immer noch eine Corrida pro Jahr. Wir finden, dass das immer noch eine zuviel ist, und deshalb wollten wir die vielen, vielen Demonstranten mit unserer Teilnahme unterstützen. Leider waren unter dem eintreffenden Publikum ganz viele Touristen (auch Schweizer!), welche uns, die wir da ganz friedlich mit Plakaten und Transparenten standen, alle möglichen «Ehrentitel» austeilten. Es war kaum zu glauben, aber es kamen viele Spanier, die uns die spanische Fahne vor die Nase hielten und uns beschimpften, dass wir ihnen ihre «Hispanidad» wegnehmen wollten. Auch ganz kleine Kinder wurden von ihren Eltern zum Tierquälerspektakel begleitet (eigentlich hiess es früher mal, dass Kinder erst ab 14 Jahren zugelassen wären). Was dies in einer kindlichen Seele auslösen mag, kann man sich un-

schwer vorstellen! Bitte machen Sie weiter mit Ihrem Kampf gegen dieses schreckliche Gemetzel; wir werden Sie selbstverständlich weiterhin dabei unterstützen!

*Ursula und Annika
Fernandez Quack*

Barbarei als Kunst und Kultur

Betr. Stierkampfglement in Portugal, danke ich Ihnen für ihr Engagement. Aber wo bleibt die Empfehlung der UNO, Kinder vom Stierkampf fernzuhalten? Massnahmen zur Sensibilisierung über die körperliche und psychische Gewalt im Zusammenhang mit dem Stierkampf und deren Auswirkungen auf Kinder einzuleiten? Die Teilnahme von Kindern, sei es an corridas oder in Stierkampfschulen, stellt eine Verrohung dar, da sie Zeugen oder Teilnehmer von/an äusserst brutalen Szenen sind. Diese gewalttätigen Anlässe stellen eindeutig einen Verstoss gegen die Verpflichtungen aus dem Übereinkommen über die Rechte des Kindes dar, welches bis heute die am meisten ratifizierte UNO-Menschenrechtskonvention der Erde ist. Der Stierkampf zu Pferd ist die grausamste Art des Stierkampfes. Die Hörner werden fast zur Hälfte bei lebendigem Leibe abgesägt. Der Stier hat sich von diesen Schmerzen noch nicht erholt, wenn er sich dem Reiter stellen muss. Im Bild sehen wir, dass ausser den 6 banderillas im Kreuzbereich des Stieres, auch noch 2 mit roten und weissen Rosen verzierten rejones stecken. Diese gezackten Lanzen spitzen sind 18cm lang und 6cm breit, die während der ganzen corridas im Körper des Tieres bleiben und ihm bei jeder Bewegung höllische Schmerzen zufügen. Ab und zu erwischt der Stier das Pferd aber trotz-

dem, sodass seine Eingeweide heraushängen. Wenn man eine solche Barbarei Kunst und Kultur nennen darf !!

*Marybel Meyerhans,
E-Mail-Adresse*

Initiative Sauver Lavaux III, Abstimmung vom 18. Mai 2014

Der behördliche Gegenvorschlag zu Franz Webers dritter Lavaux-Initiative ist vom Waadtländer Volk mit überwältigender Mehrheit angenommen worden. Dies öffnet Tür und Tor für die Winzer, ihr Gut oder Teile davon hemmungslos

gegen eine satte Remuneration einem Immobilienspekulanten zu verschachern. Hätten die Waadtländer Franz Weber zugestimmt, wären die Ausführungsbestimmungen mit zahlreichen Ausnahmeregelungen und Schlupflöchern gespickt worden, wie das Beispiel Zweitwohnungsinitiative eklatant vor Augen führt. Fazit: das gleiche Resultat. So oder so: Kein Grund zur Freude.

Remedur verschafft einzig und allein ein kompromissloses „Null Bauten im Grünen!“

*Christian Scherler,
2616 Renan BE*

Klarstellung im Zusammenhang mit der Zweitwohnungsinitiative

Zur fortschreitenden Überbauung des Schweizer Bodens, dem systematischen Zubetonieren und Verschandeln der unersetzlichen Schweizer Landschaften und namentlich unserer Bergwelt, gehört der fortgesetzte, hemmungslose Zweitwohnungsbau.

Die Probleme im Zusammenhang mit dem «uferlosen Bau von Zweitwohnungen» in der Schweiz sind zwar längstens bekannt und werden seit fast fünfzig Jahren diskutiert. Die Chance, den Zweitwohnungsbau einzudämmen, wurde seitens der Behörden aber leider verpasst.

So hat die Schweizer Bevölkerung mit der Annahme der Zweitwohnungsinitiative die Notbremse gezogen.

Dass gewisse Interessenkreise den Volkswillen nicht akzeptieren wollen, und dass sich ihr Ärger direkt an Franz Weber und seiner Organisation entlädt und sie versuchen, diese durch Medienkampagnen schlecht zu machen, ist naheliegend. Es geht dabei um die von diversen Medien kolportierte Unterstellung, Franz Weber sei selber im Besitz von Zweitwohnungen in der Schweiz.

Folgende Klarstellung hierzu: Franz Weber besitzt keine Zweitwohnungen in der Schweiz. Die beiden von den Medien angeprangerten Wohnungen gehören zum einen der „Stiftung Giessbach dem Schweizervolk“, zum zweiten der Fondation Franz Weber und werden zu Arbeitszwecken und zur Unterbringung von Mitarbeitern genutzt. Das aufgeführte Haus in Frankreich ist alt, in einem geschützten Dorf und steht in keinem Zusammenhang mit der schweizerischen Initiative „Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen“.

Die Probleme mit dem Zweitwohnungsbau in der Schweiz müssen endlich gelöst werden; daran ändern auch mediale Kampagnen gegen die Familie Weber nichts.

Helvetia Nostra/Fondation Franz Weber



Vor 50 Jahren in Paris

Rückblende auf Franz Webers Pariser
Reporterjahre (1949 – 1974)

Soeur Sourire

Keusch auch ohne Schleier

Noch singende Nonne – aber nicht mehr in Klostermauern

Der geht's doch nur ums Geld! So hiess es, als Belgiens berühmte „Twist-Nonne“, Soeur Sourire, das Kloster verliess. Sie, die sich mit ihrem Chanson „Dominique“ siegreich vor Elvis Presley an die Spitze der Hit-Parade gesetzt hatte, sollte verärgert sein, dass der Dominikaner-Orden vier Fünftel ihrer Plattengagen kassierte; und angesichts der jubelnden Fans vor der Klostermauer habe sie kurz ihr Gelübde gebrochen... War es wirklich so? CONSTANZE-Reporter Franz Weber hat die umstrittene Soeur Sourire, die sich jetzt Luc-Dominique nennt, in Brüssel interviewt. Lesen Sie, mit welcher frappierenden Offenheit sie auf heikelste Fragen antwortete.

Bericht von Franz Weber

Paris, März 1966. Soeur Sourire, die „lächelnde Schwester“, lächelte während der fünf Stunden, in denen ich mit ihr sprach, nicht ein einziges Mal. Sie musterte mich sachlich durch ihre randlose Brille, eher zerstreut als scheu. Nach einer Nonne sah sie mir eigentlich nicht aus. Sie ist ein recht grosses Mädchen, inzwischen schon 33,

aber jünger wirkend. Kurzgetrimmtes rotblondes Haar, das Jungengesicht fast ohne Make-up, die Gestalt derb-schlank, gute, gerade Beine. Das violette Wollkleid wirkt zweckmässig, und trotz der sechs Zentimeter hohen Absätze zielt hier kaum etwas auf Eleganz.

Das also ist Soeur Sourire, die berühmte singende Nonne, die sich neuerdings Luc-Dominique nennt (in Wirklichkeit aber 1933 als Tochter eines Brüsseler Konditors unter dem Namen Janine Deckers ins Taufregister eingetragen wurde).

Zur Begrüssung ein fester Händedruck. „Bitte schön, ich stehe zur Verfügung.“ Soeur Sourire gibt sich betont korrekt, ein bisschen burschikos, so, als wolle sie von vornherein keine Sentimentalität aufkommen lassen.

Das wird noch deutlicher, als ich sie auf der Grande Place in Brüssel auf einen Blumenstand zu dirigiere. Ich sage: „Was für herrliche Chrysanthemen!“ Sie blickt mich nur kurz von der Seite an: „Ich mag diese Blumen nicht. Die Farben sind ganz schön, aber sonst bedeutet mir das gar nichts.“ Der Blu-



Weltberühmt wurde sie schon 1963: als „die singende Nonne“ oder als Soeur Sourire, die „lächelnde Schwester“.

menfrau, die das hört, bleibt der Mund offen stehen. Später eine weitere Ernüchterung. Ich gehe mit der frommen Künstlerin in eine Kirche und kaufe ihr eine geweihte Kerze, damit sie sie vor dem Bildnis der Jungfrau Maria anzünde.

Sie schüttelt nur den Kopf: „Solche Frömmerei überlasse ich anderen.“ Dann kniet sie aber nieder und betet. Draussen frage ich sie, warum sie sich hinterher nicht bekreuzigt hat.

Die Antwort kommt prompt: „Schlagen Sie das Kreuzzeichen, wenn Sie mit jemandem gesprochen haben?“

Ich wurde nun meinerseits keck. Kam unverblümt zur Sache: „Böse Menschen behaupten, Sie hätten das Kloster seinerzeit nur verlassen, weil Sie das viele Geld, das Sie mit Ihren Liedern verdienen, selbst einstecken wollen. Ist da vielleicht was dran?“

„Nein“, sagte sie trocken.

„Die Oberin des Klosters soll aber über Sie gesagt haben: ‘Sie ist in den Händen des Teufels!’“

Kurzes Kopfschütteln.

Ich bohrte weiter: „Schön, das mag nicht die reine Wahrheit sein. Aber könnte die Oberin nicht doch ein wenig böse sein, dass dem Kloster nun die vier Fünftel von Ihren enormen Gagen verlorengehen?“

Ist das nicht ein Heidengeld?

Sie winkte fast verächtlich ab. „Meine Oberin war an dem Geld genauso wenig interessiert wie ich. Beweis: Als 1964 eine amerikanische Plattenfirma anfragte, ob ich für ein Riesenhonorar ein Weihnachtslied singen wollte - Auflage eine Million -, da stellte die Oberin mir das frei. Ich sagte aber nein. Und die Oberin war über mein Nein erfreut.“

„Warum lehnten Sie damals ab?“

„Weil ich nur meine eigenen Lieder singe. Ausserdem meine ich, es gibt Leute, die so ein Weihnachtslied besser singen.“ Sie dachte einen Augenblick nach, und plötzlich kam ein neuer Ton in ihre Rede. Sie sagte: „Singen ist für mich kein Selbstzweck. Ich will damit andere glücklich machen – sie Gott näher bringen.“

„Trotzdem verdienen Sie mit Ihren Chansons aber doch ein Heidengeld. Was fangen Sie damit an?“

Sie hüstelte. „Noch verdiene ich nicht viel. Meine Plattenfirma rechnet erst später ab. Mit dem, was von früheren Aufnahmen noch einläuft, kann ich keine grossen Sprünge machen.“

„Das dürfte aber bald anders werden, und dann werden Sie doch etwas grosszügiger leben, nicht wahr?“

„Warum sollte ich das? Wenn ich nur genug Geld für ein paar Kleider und fürs Essen habe. Mit 10 000 belgischen Francs im Monat (etwa 800 Mark) komme ich aus. Alles andere werde ich für gute Zwecke verwenden. Was ich verdiene, gehört dem, der mir die Gabe des Singens und Komponierens verliehen hat: Gott. In Form von Spenden gebe ich es ihm wieder zurück.“

„Was sind das für Spenden?“

„Nun, als ich noch im Kloster war, stellte ich meine Schallplatteneinnahmen zum Beispiel für den Bau eines Radiosenders in Urundi und zum Kauf eines Jeeps für die Dominikanermission in Kabindo zur Verfügung.“

Ich sagte: „Kommt dieser Jeep nicht auch in dem Film ‘Die singende Nonne’ vor, den Hollywood mit Debbie Reynolds über Ihr Leben gedreht hat?“

„Ja, der Jeep kommt drin vor. Das ist aber - ausser meinen zwölf Liedern - auch so ungefähr das einzige, was bei diesem Farb-Musical in Bezug auf meine Person stimmt.“

Rekapitulieren wir kurz, was wirklich stimmt: Die Bäckerstochter Janine Deckers aus Brüssel war Zeichenlehrerin und trat dann 1960 plötzlich ins Kloster Fichermont bei Waterloo ein. Die Novizin brachte eine Gitarre mit und komponierte kleine fröhlich-fromme Lieder.

Das Kloster ist kein Twisttempel

Eines der Lieder fanden die Klosterschwester so hübsch,



Heute singt sie nur noch in Rock und Pulli – nicht mehr in Haube und Habit.

dass sie sich an die Firma Philips wegen einer Plattenaufnahme wandten. Die Platten sollten Missionsschwestern in Afrika Freude bereiten. Philips aber witterte mehr Möglichkeiten. Mit dem Kloster wurde ein Vertrag geschlossen.

Und was nun kam, war eine Lawine: Platten mit dem Aufdruck „Soeur Sourire“, vor allem aber der Song „Dominique“ (dem Heiligen Dominikus gewidmet), verkauften sich in aller Welt wie warme Semmeln.

Dem Kloster liefen enorme Einnahmen zu; der geistliche Friede aber geriet in Gefahr:

Vor den Fichermont-Mauern jubelten tagein, tagaus die „Dominique“-Fans. Das Fernsehen brach in die geheiligten Räume. Sackweise wurde für Soeur Sourire die Verehrerpost angeliefert.

„Machen Sie aus unserem Kloster keinen Twisttempel!“ stöhnte die Oberin. Andererseits ermutigte sie ihre Erfolgsnonne: „Komponieren Sie ruhig weiter.“ Und wohl zum Dank für ihre musische Tüchtigkeit wurde die junge Dominikanerin eines Tages nach Loewen zum Studium der Religionswissenschaft entsandt.



Freude über den Riesenerfolg

Sie studierte offenbar mit Begeisterung. Jedenfalls drückte sie es so aus: „Mein Durst nach Gott, nach dem Absoluten, wurde mit jedem Tag stärker.“ Aber noch ein anderer Durst wurde bemerkbar: „Der Gedanke, meine Hingabe zu Gott sei mit der Klosterregel verbunden, wurde mir allmählich unerträglich.“ Während des dreijährigen Studiums will die Nonne nämlich aus dem Vermächtnis des Ordensgründers Dominikus herausgelesen haben, dass eine Dominikanerin auch ausserhalb des Klosters - und in Zivilkleidern - wirken dürfe.

Soeur Sourire: „Diese Gewissheit löste meine Fesseln... Es war nicht leicht, meine Oberin davon zu überzeugen, dass ich mein Apostelamt mitten in der Welt viel besser ausüben kann.“ Ob die Oberin sie wirklich „überzeugt“ aus Fichermont entliess, sei dahingestellt. Fest steht aber, dass Soeur Sourire nun schon seit Monaten im Loewen-Vorort Heverlee, zusammen mit einer jungen Freundin, eine Dreizimmerwohnung innehat. An der Tür steht: Janine Deckers, Dominikanerin. Und: Empfange nur auf Verabredung.

Mit Journalisten verabredet sich Janine Deckers aber nie-

mals in dieser Wohnung, sondern nur in Brüssel - und nur über ihre Plattenfirma.

„Wenn das so weitergeht mit den vielen Interviews“, stöhnte sie zu Beginn unserer Begegnung, „bin ich bald k.o.“

„Na, so leicht sind Sie aber nicht umzuwerfen“, tröste ich. „Man spricht ja davon, Sie seien Judo-Kämpferin.“

„Ja, das stimmt. Ich habe das als Pfadfinderin gelernt. Und im Kloster brachte ich allen, die als Missionarinnen nach Afrika wollten, ein paar gute Griffe zur Selbstverteidigung bei... Eine moderne Nonne muss realistisch sein. Für Gefühlsduselei ist da keine Zeit. Ja, beim Judo hatten wir manchen Spass.“

„Es gibt also auch Spass im Kloster?“

„O ja. Nonnen wollen auch mal Jux machen. Ich zum Beispiel war wegen kleiner Streiche berühmt. Ich stellte manchmal Heiligenbilder auf den Kopf; das war mehr als heiter. Übrigens hat der Laie meist falsche Vorstellungen vom Klosterleben. Da wird gearbeitet: scheuern, Kartoffeln schälen, Strümpfe stopfen. Nonnen treiben Sport. Wir gingen oft schwimmen...“

„Im Badeanzug?“

„Was für eine Frage! Schwimmen Sie vielleicht mit Schlips und Kragen?! Wir sahen wie jede andere Schwimmerin aus.“

„Abgesehen von den kahlgeschorenen Köpfen“, wende ich ein.

„Sind Sie aber von vorgestern! Nonnen werden schon lange nicht mehr geschoren. Wir tragen das Haar nur kurzgeschnitten - wie viele andere Frauen, die deswegen als besonders modern gelten.“

Da stelle ich frech die Frage: „Hatten Sie schon mal mit einem Mann intime Beziehungen?“

Sie schaut mich unerschüttert an. „Noch nicht“, sagt sie. „Ich glaube auch nicht, dass ich je-

mals danach Verlangen haben werde.“ Und plötzlich wieder der gehobene Ton: „Den Gehalt der Sinnesfreuden ermesse ich im Geistigen. Ich weiss, dass ich nichts versäume, wenn ich keusch bleibe.“

„Kannten Sie vor dem Eintritt ins Kloster überhaupt keinen Mann?“

„Ich war sogar mit einem verlobt. Ein Literaturprofessor. Er war ein vorbildlicher Charakter. Doch ich merkte bald, dass ich auf ihn verzichten musste. Menschliche Liebe ist für mich nicht gross genug.“

„Und Sie haben den Verzicht nie bereut?“

...an den Füßen fromme Schuhe

„Wieso denn? Ich hätte in der Ehe nie Befriedigung gefunden. Schon deshalb nicht, weil ja an mir ein Junge verlorengegangen ist. In einer Ehe hätte immer ich die Hosen an.“

„Eine dumme Frage: Weshalb tragen Sie dann Mädchenkleider?“

„Worin liegt da der Unterschied?“ antwortet sie. „Die

Männer kleiden sich ja heute auch manchmal wie die Mädchen.“

„Soeur Sourire...“, sage ich.

„Sagen Sie nicht mehr Soeur Sourire“, unterbricht sie mich.

„Soeur Sourire ist tot. Sie ist tot, und es war höchste Zeit!“

„Richtig, das ist ja auch der Text von Ihrem neuen Lied, von Ihrer neuen Platte... Nonne sind Sie aber noch, nicht wahr?“

Sie antwortet: „Mein Gelübde geht bis in den Tod. Aber ich wirke mitten in der Welt... Ich habe eine Mission: Mit meinen Liedern will ich den Menschen zeigen, dass Gott unter uns ist.“

Beim Abschied stelle ich noch kurz die Frage nach der Konkurrenz: „Wie finden Sie die Beatles?“

„Oh, recht gut!“

Dabei zog sie ihre hochhackigen Pumps aus und holte ein Paar Nonnenschuhe aus der Handtasche. Aufatmend zog sie sie an.

„Endlich wieder ein Mensch!“ sagte sie, und freundlich grüsend schritt sie auf den frommen Sohlen von dannen. ■



Zur geliebten Gitarre kommt jetzt die Bratpfanne – Die singende Nonne kauft für die Privatküche ein.

Leseraktion

Giessbach: Goldene Tage und verborgene Schätze



Irgendwann müssen sie kommen, die goldenen Tage. Exklusiv für die Leserschaft dieses Journals vergoldet das Grandhotel Giessbach den verlängerten Herbst mit einem Spezialangebot.

Schon haben sich die ersten Bäume auf dem majestätischen, 220'000 Quadratmeter grossen Giessbach-Gelände einen goldenen Schleier zugelegt. Golden schimmert auch der Dunstganz über dem Brienersee in der tiefer stehenden Abendsonne. Zur Linken rauschen die Giessbachfälle, nach dem feuchten Sommer besonders eindrücklich für die Jahreszeit.

«Irgendwann kommen sie, die goldenen Tage», meint Roman Codina, unbeirrt durch den doch ziemlich verregneten Sommer und zeigt Humor. «Nun ist Kompensation für die Regentage angesagt, mit mildem Herbstwetter und traumhafter Fernsicht hier im Berner Oberland.» Eine Prognose?

Der Direktor des Grandhotel Giessbach zwinkert verschmitzt. «Stimmt! zwar ohne Garantie, aber mit viel hoffnungsvollem Optimismus.» Und fügt bei: «Garantieren kann ich aber einen vergolde-

«Ich bin übrigens zu einem grossen Fan dieses Hotels geworden. Es ist schlicht fantastisch da»

Myriam Gutzwiller

ten Herbst mit unserem Spezialangebot für die Leser dieses Journals. Zudem haben wir diesen Herbst zwei Wochen länger geöffnet als üblich, nämlich bis am 26. Oktober, bevor sich das Hotel für die

Weihnachtsfeste und Winterseminare vorbereiten kann. »

Goldenes Herbstblatt

Mit dem Angebot «Goldenes Herbstblatt» wird ein Aufenthalt in der historischen Hotelresidenz noch attraktiver. Für nur 95 Franken* pro Person und Nacht in einem Zimmer nach Verfügbarkeit kommen Leser des Journals auch in den Genuss eines reichhaltigen Frühstücksbuffets und haben freie Fahrt mit der ältesten Standseilbahn Europas.

Roman Codina freut sich auf die Gäste: «Unser Haus ist bei jedem Wetter eine Reise wert. Kommen Sie und entdecken Sie die Naturwunder und all die mit Liebe zum Detail hergerichteten historischen Trouvaillen, mit denen unser Interieur und jedes unserer 70 Zimmer und Suiten stilvoll eingerichtet ist.» (hpr)

Neu: Vegane und tierfreundliche Pflegeprodukte

Als erstes Hotel in Europa bietet das Grandhotel Giessbach Haarprodukte von Tara Smith an: stylisch, naturverbunden, beliebt und mehr als nur vegan. «Hochwertige, ethisch vertretbare Pflegeprodukte sollen den Hotel-Aufenthalt weiter aufwerten und gleichzeitig der Umwelt- und Tierfreundlichkeit des Hotels angepasst sein», betont Direktor Roman Codina. «Meine Mitarbeiter haben die Produkte testen können – und decken sich bereits für den Eigenbedarf ein.»

Das Grandhotel Giessbach legt Wert auf Nachhaltigkeit und einen gesunden Umgang mit der Natur. So werden in den Restaurants hervorragende vegetarische und vegane Gerichte angeboten; die Parkanlage verfügt über ein Naturschwimmbad und die WC-Anlage an der Schiffstation funktioniert ohne Chemie. Da ist es nur natürlich, auch ein Shampoo ohne Tierprodukte einzuführen.

Die praxisbewährten und sehr beliebten Produkte von Tara Smith heben sich durch Tierfreundlichkeit hervor, wie der Slogan «Tested on Film Stars, not on animals» und das «Cruelty Free»-Label verdeutlichen. (mgt)

** Inklusive Service und MwSt. zzgl. Kurtaxen 2 Franken pro Person und Nacht. Das Angebot ist nur online über www.giessbach.ch buchbar und nicht mit anderen Angeboten kumulierbar. Gültig zwischen Sonntag und Freitag. Bei der Reservation den Promo-Code «HerbstFFW» in das entsprechende Feld eintragen.*



Grandhotel Giessbach

BRIENZERSEE

Exklusiv-Angebot für Leser des Journal Franz Weber

Geniessen Sie den goldenen Herbst dort, wo es am schönsten ist – im Grandhotel Giessbach, direkt neben eindrücklichen Wasserfällen.

Mit dem Angebot "Goldenes Herbstblatt" wird ein Aufenthalt in der historischen Hotelresidenz noch attraktiver!

Hotel offen bis
31. Oktober 2014

CHF 95 pro Person und Nacht
in einem Zimmer nach Verfügbarkeit inklusive reichhaltiges Frühstücksbuffet, freie Fahrt mit der ältesten Standseilbahn Europas, Service und MwSt. zzgl. Kurtaxen CHF 2 pro Person und Nacht.

Dieses Angebot ist nur über die Webseite www.giessbach.ch buchbar und ist nicht mit anderen Angeboten kumulierbar. Es ist gültig zwischen Sonntag und Freitag. Bei der Reservation muss der Promo-Code "HerbstFFW" in das entsprechende Feld eingegeben werden.



GRANDHOTEL GIESSBACH

CH-3855 Brienz Tel. +41 (0)33 952 25 25 Fax +41 (0)33 952 25 30

grandhotel@giessbach.ch www.giessbach.ch

swiss
historic
hotels